

Nit fürchten ist der Harnisch

Pfarramt und Pfarrerbild bei Huldrych Zwingli

VON HANS SCHOLL

1. Von der Kutte zum Pfarramt

1.1. Der Abbruch des Kathedralenbaus im Spätmittelalter kam gewiß nicht zufällig, sondern er ist ein Hinweis auf ein tiefes ekklesiologisches Unbehagen in der damaligen Zeit. Irgendwie muß der Mensch im späten Mittelalter an der Kirche, oder besser gesagt an ihrer spätmittelalterlichen Erscheinungsform irre geworden sein¹. Das Papsttum zu Rom hatte zwar die lange Phase der Reformkonzilien überraschend gut überstanden. Es konnte im frühen 16. Jahrhundert politisch ein gewichtiges Wort zur Weltgestaltung mitsprechen; aber die Idee, daß der Antichrist mitten in der Kirche sitze, ja daß der Papst der Antichrist sei, war seit den Tagen des Franziskanerspiritualen Olivi gedacht². Sie wartete nur noch darauf, ganz neu formuliert als Flächenbrand wirksam zu werden. Was Olivi seiner Zeit ins Ohr geflüstert hatte, sollten 250 Jahre später die Wittenbergische Nachtigall und ihre Mitsänger von den Dächern pfeifen³. Die Kirche als päpstlich-autoritäres

¹ Über die Entstehung der Gotik und die Bedeutung ihrer Transzendenz ist oft nachgedacht worden; siehe z.B. *Kurt Goldammer*, *Kirchliche Kunst im Mittelalter*, in: *Die Kirche in ihrer Geschichte*, ein Handbuch, hrsg. von Kurt Dietrich Schmidt und Ernst Wolf, Bd. 2, Lfg. G (2. Teil), Göttingen 1969, 198ff. In der Frage nach dem überraschenden Abbruch der Gotik lassen uns die Handbücher, soweit ich sehe, etwas im Stich. Nahe an die Sache heran kommt wohl die unprofessionelle, aber kluge Überlegung von *George Sand* anlässlich ihrer berühmten Reise nach Mallorca 1838/39 zusammen mit *Frédéric Chopin* in der gotischen Kathedrale in Palma: «Auf den Schlußsteinen des Gewölbes der Seitenschiffe erscheinen zahlreiche Waffenschilde. Ihr Wapen im Hause Gottes zu deponieren, bedeutete für die mallorcanischen Edelmänner ein Privileg, das sie zu einem hohen Preis bezahlten, und dank dieser Eitelkeitssteuer konnte die Kathedrale in einem Jahrhundert beendet werden, in dem die Frömmigkeit ziemlich zurückgegangen war. Man müßte sehr ungerecht sein, um nur den Mallorcanern eine zu der Zeit allen adligen Frommen gemeinsame Schwäche zuzuschreiben», (zitiert nach *George Sand*, *Ein Winter auf Mallorca*, deutsch Barcelona 1982, 86).

² Zur Antichristidee im Mittelalter siehe *Gustav Adolf Benrath*, *Antichrist III*, in: *TRE* 3, 1978, 24-28; zu Olivi siehe *Brian Tierney*, *Ursprünge der päpstlichen Unfehlbarkeit*, in: *Fehlbar? Eine Bilanz*, hrsg. von Hans Küng, Zürich 1973, 121-145. *Petrus Olivi* (1248-1298), Franziskaner-Spiritualer und Joachimit, schürte die Angst vor einem zukünftigen «mystischen Antichristen», der als Pseudopapst die Armutsregel der Franziskaner außer Kraft setzen werde.

³ Vgl. *Hans Sachs*, *Die Wittenbergisch Nachtigall*, in: *Hans Sachs und die Reformation*, in *Gedichten und Prosastücken*, hrsg. und eingeleitet von *R. Zozmann*, Dresden 1904, 29:

«Ihr Christen, merkt die trostling Wort,

System war der Zeit tief suspekt geworden. Die Christenheit war reif für eine neue Ekklesiologie.

Luthers reformatorische Wende schlug sich für eine äußere Betrachtung nicht sofort ekklesiologisch nieder. Noch tief in die Zwanziger Jahre hinein ist sein persönliches Erscheinungsbild nicht das eines evangelischen Pfarrers, sondern das eines mittelalterlichen Augustinermönchs⁴. Doch der äußere Schein trügt. Mit der Entdeckung des *articulus stantis et cadentis ecclesiae* war in nuce bereits die ganze Ethik umgebaut und mit dem «Neubau der Sittlichkeit»⁵ mußte auch die Ekklesiologie neu werden. An die Stelle der bisherigen Doppelung von Priestern und Laien im einen *Cópus* der Kirche (als einer der zu stürzenden Hauptmauern der Romanisten⁶) thematisierte Luther mit dem Traktat «Daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, über alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, aus der Schrift begründet und nachgewiesen» (1523)⁷ die mündige Gemeinde. An die Stelle der vom Priester und letztlich vom römischen Lehramt autoritär geführten Laienschaft tritt jetzt die auf das Wort der Schrift hörende Gemeinde, die als *creatura verbi* nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, alle Lehre und Predigt zu prüfen. Die reformatorische Lehre vom Priestertum aller Gläubigen und somit von der Unmöglichkeit zweier Klassen in der einen Kirche ist damit formuliert und erweist sofort ihre ekklesiologische Sprengkraft. «Denn das kann niemand leugnen, daß jeder Christ Gottes Wort hat und von Gott gelehrt und zum Priester gestellt ist»⁸. Die ganze durch das Evangelium geborene Gemeinde steht jetzt im Predigtamt. Legitimiert durch 1Kor 14, 39f («Ihr sollt euch befleißigen zu weissagen...»), sieht

So man euch fecht hie oder dort,
Lat euch kein Tyrannei abtreiben,
Tut bei dem Wort Gottes beleiben, ...
Es wirt doch kommen an das Ent
Des waren Entchrists Regiment...».

Dasselbe Zeitgefühl spricht aus Niklaus Manuels Spiel «Von Papsts und Christi Gegensatz», um 1523. Siehe dazu *Paul Zinsli*, Niklaus Manuel, der Schriftsteller, in: Niklaus Manuel Deutsch, Maler, Dichter, Staatsmann, Bern 1979, 85; vgl. auch 502.

⁴ Luther legte die Mönchskutte erst im Herbst 1524 ab und trug dann die weltliche Kleidung des Gelehrten. Siehe *Ulrich Köpf*, Martin Luther als Mönch, in: Luther 55, 1984, 77. Luther suchte bis 1525 die Ehe nicht; anders Zwingli, der schon im Frühjahr 1522 mit der Witwe Anna Reinhart die «heimliche Ehe» einging, die er zwei Jahre später durch öffentlichen Kirchgang sanktionierte. Siehe dazu *Gottfried Wilhelm Locher*, Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Göttingen 1979, 102-105 [zit.: Locher, Reformation].

⁵ Vgl. *Karl Holl*, Der Neubau der Sittlichkeit (1919), in: Karl Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte, Bd. 1: Luther, 7. Aufl., Tübingen 1948, 155-287.

⁶ Siehe Martin Luther, «An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung» (1520), WA 6, 407f: Die erste Mauer der Romanisten besteht in der Unterscheidung von Priester- und Laienstand mit der Überordnung des Priesterstandes bei eigenem geistlichem Recht.

⁷ Calwer Luther-Ausgabe 4, 190-201 = WA 11, 408-416.

⁸ *Ibid.* 195 = WA 11, 411, 31f.

Luther die Gemeinde unter dem Predigtauftrag: «Diesen Spruch laß dir zu einer Grundlage werden, die keine Ungewißheit zuläßt. Er gewährt ja der christlichen Gemeinde so überaus reichlich die Macht zu predigen, predigen zu lassen und zu berufen. Im besonderen Falle der Not beruft eben dieser Spruch jeden einzelnen, ohne daß Menschen berufen. Denn wir sollen keinen Zweifel daran haben, daß die Gemeinde, die das Evangelium hat, unter sich selber den erwählen und berufen kann und soll, der an ihrer Stelle das Wort lehrt»⁹. Ja, wenn Not am Mann ist, d. h. wenn es die Liebe erfordert, soll jeder Christ predigen. «Wenn er an einem Platze ist, wo es keine Christen gibt, so braucht er keine weitere Berufung als die, daß er ein Christ ist, der innerlich von Gott berufen und gesalbt ist. Da ist er verpflichtet, den irrenden Heiden oder Unchristen das Evangelium zu predigen und zu lehren, wie es die Bruderliebe zur Pflicht macht, auch wenn ihn kein Mensch dazu beruft»¹⁰.

1.2. Luther hat sich in der Folge in seinem exegetischen und homiletischen Werk oft gehaltvoll zum Prediger und zum Predigtamt geäußert. Aus seinen vielen vereinzelt Worten zum Pfarramt und zur Pfarrererarbeit ließe sich ohne weiteres ein farbiges und plastisches Pfarrerbild zeichnen: «Eines Predigers Amt ist eigentlich darauf gerichtet, daß er immerdar liebe, predige, helfe, rate, und die Hörer zum Glauben und zur Liebe anhalte»¹¹. In der Vorlesung zum Deuteronomium von 1523/24 führt er zur Pfarrererexistenz aus: «Die Prediger des Wortes sollen sich nicht auf die Nahrungssorgen einlassen und sich von allem enthalten, damit sie dem Herrn wohlgefallen, der ihr Erbe ist. Nämlich das Wort ist ihr Gut und Reichtum, durch das sie Gott dienen und das Volk erhalten, um das versprochene Land zu besitzen, nämlich das Heil der Seelen»¹². Die Züge des lutherschen Pfarrerbildes sind farbig, vielfältig und greifen tief ins praktische Leben ein. Trotz dieser Vielfalt wird das Bild aber zusammengehalten und begründet durch das reformatorische Wortverständnis. Das *verbum efficax*, das wirksame Wort macht das Amt. «Alle Prediger sollen gewiß sein, daß sie sagen können: Gott sagt, das ist Gottes Wort; und wenn ich das Wort Gottes predige, so ists soviel, als wenn ich schwöre. Wer nun des nicht gewiß ist und nicht sagen kann: Gott redets, der mag das Predigen wohl lassen; denn er wird nichts Gutes schaffen»¹³.

Neben diesen grundlegenden Einsichten, die verstreut in seinem ganzen Werke erscheinen, hat Luther – soweit ich sehe – keine zusammenhängende Schrift zum Thema Pfarrererexistenz geschrieben¹⁴. Das ist einerseits verwunder-

⁹ Ibid. 97 = WA 11, 413, 17-22.

¹⁰ Ibid. 96 = WA 11, 412, 16-20.

¹¹ Lutherlexikon, hrsg. von Kurt Aland, 4. Aufl., Nachdruck, Göttingen 1989, 261 = WA 16, 192, 16-18; Predigt vom 26. Februar 1538 zu 1Thess 1.

¹² Ibid. 261 = WA 14, 685, 22-25.

¹³ Ibid. 260 = WA 11, 578, 25-29; Predigt vom 25. November 1526 zu Jer 23, 5-8.

¹⁴ Am ehesten könnte man noch denken an WA 12, 160-196 «De instituendis ministris ecclesiae» (1523), ein Votum Luthers zur verworrenen kirchlichen Situation in Böhmen, und an WA 50, 606ff «Von Konzilien und Kirchen» (1539), WA 50, 488-653; hier knapp und kurz Punkt 5 (WA 5, 632f).

lich, weil ja die Reformation der Kirche nun steht und fällt mit der Frage nach dem Verhältnis des neuentdeckten allgemeinen Priestertums zum Predigtamt der Reformation. Diese Frage bedurfte so gut einer grundsätzlichen Klärung wie die Frage nach dem neuen Verständnis der politischen Herrschaft, die Luther ja bekanntlich 1523 mit der magistralen Schrift «Von weltlicher Obrigkeit» lieferte. Andererseits ist dieses Schweigen wiederum nicht verwunderlich. Luther selbst spielt ja mit seiner ganzen Existenz den Wandel vom alten zum neuen Verständnis des Amtes durch. Die Sache liegt ihm so nahe, daß er sie nicht thematisieren muß. Seine Existenz aus dem wiedergewonnenen Wort und Evangelium spricht für sich. Das Pfarrerbild Luthers ist Luther selbst. Zudem ist ihm die Hauptsache, die Theologie des Predigtamtes, die Existenz aus dem Wort, so klar, daß er auf die Darlegung ihrer praktischen Erscheinungsform verzichten kann. Sie wird sich durchsetzen wie der neue Tag. Ferner, eine allzu große Sorge um die Praxis der Wortexistenz könnte das aus dem Evangelium neugeborene Predigtamt dem Gesetz und der Gesetzlichkeit ausliefern und alles verderben. Da sei Gott vor! Es liegt auf der Hand: Wie so oft verläßt der Gestaltungswille den Reformator, sobald es um die Praxis der Reformation geht.

1.3. Der Dank und der Ruhm, in frühester Stunde der Reformation zusammenhängend und umfassend die neue Pfarrereistenz bedacht zu haben, kommt Huldrych Zwingli zu. Er hatte bereits in den Anfangsjahren der Zürcher Reformation die Wichtigkeit der Fragestellung und der Praxisanweisung einer neuen Pfarrereistenz für das Reformationsgeschehen erkannt und gleich in zwei Schriften sich zum reformatorischen Pfarramt theologisch und praktisch umfassend und tiefdringend geäußert¹⁵. Zur zweiten Zürcher Disputation war im Oktober 1523 die ganze Geistlichkeit aus Stadt und Landschaft Zürich zusammengeströmt. Etwa 350 Kleriker sitzen am dritten Tag unter Zwinglis Kanzel, und er ergreift die Gelegenheit, dieser desorientierten spätmittelalterlichen Geistlichkeit handfeste Weisung zum Verständnis ihres Amtes zu geben. Seine Dienstanweisung an die Brüder im Amt ist – wie könnte es bei ihm anders sein? – Verkündigung des Evangeliums als Exegese der entscheidenden Bibelstellen zum Amt in der Kirche. «Beobachtungen, die er sonst schon gemacht und die sich ihm gerade auf diesem Religionsgespräch wieder aufgedrängt haben mochten, werden ihn von der Dringlichkeit eines solchen Aufrufes zu eben dieser Zeit überzeugt haben»¹⁶. Als Zwingli im Frühjahr 1524 seine Predigt vom dritten Tag der Zürcher Disputation – nunmehr zu einem umfangreichen Traktat überarbeitet – herausgab, stellte er sie unter den Titel «Der Hirt», in Erinnerung und Parallele zum «Hirt des Hermas»

Eine umfangreiche Sammlung von Textpassagen Luthers zum Thema liegt vor in: Das evangelische Pfarramt in D. M. Luthers Ansichten, mit dessen eigenen Worten dargestellt von *Ferdinand Gessert*, Bremen 1826.

¹⁵ «Der Hirt» (1523, Druck 1524), Z III 1-68 und «Von dem Predigtamt» (1525, Druck 1525), Z IV 369-433.

¹⁶ Zwingli, Hauptschriften, bearb. von *Fritz Blanke*, ... (et al.), Bde. 1-4, 7, 9-11, Zürich 1940-1963, Bd. 1: 1940, 167 (Einführung von *Oskar Farner*).

aus der Zeit der apostolischen Väter. Der «Hirt des Hermas» war in der Reformationszeit nur noch dem Titel nach bekannt. Der Text galt als verloren. Zwingli dachte, so wie eine Hirtenschrift zur Zeit der Geburt der Kirche nützlich war, so müßte ihre Neufassung in der Stunde der Wiedergeburt der Kirche nötig und nützlich sein. In diesem Sinne äußerte er sich im Widmungsschreiben der Hirtenschrift an den reformatorisch gesinnten Freund Jakob Schurtanner, Pfarrer im appenzellischen Dorf Teufen¹⁷.

Schon vom 30. Juni 1525 datiert die andere Zwinglischrift, die ausführlich «Von dem Predigtamt» handelt. Völlig anders ist ihr Anlaß: Die Täufer in Zwinglis Umgebung haben den reformatorischen Durchbruch zum allgemeinen Priestertum der Gläubigen als Lizenz zur Errichtung einer völlig freien, amtlosen Kirche verstanden. Diesem Verständnis von Reformation, das das Werk Zwinglis in Zürich vom ersten Moment an aufs höchste gefährdete, tritt er mit seiner Schrift «Von dem Predigtamt» sofort entgegen. Von der Fragestellung nach Zwinglis Pfarrerbild her kann man dem Urteil *Walther Köhlers* nicht zustimmen, der als Herausgeber der Zwingliwerke im Corpus Reformatorum einleitend sagt: «Die ... Zwingli-Schrift gehört in die Reihe der das Täufertum bekämpfenden Werke des Reformators; sie hat mit Homiletik und pfarramtlicher Tätigkeit so gut wie nichts zu schaffen...»¹⁸ Eine aufmerksame Lektüre der Predigtamtsschrift unter der Fragestellung nach dem Pfarrerbild zeigt vielmehr ein recht deutliches Profil des reformatorischen Pfarrers, ja die Zusammenschau der beiden Schriften ergibt eigentlich erst das volle abgerundete Pfarrerbild Zwinglis. Ist das Pfarrerbild der Hirtenschrift geprägt von Zwinglis steilem Idealismus der ersten Stunde der Reformation, so die antitäuferische Schrift «Von dem Predigtamt» vom reformatorischen Realismus Zwinglis als Pfarrer, Leutpriester in der spätmittelalterlichen Welt und Stadt Zürich. Wir wollen gerade auf diese realistische Seite des zwinglischen Pfarrerbildes einen ersten tieferdringenden Blick werfen.

¹⁷ Z III 6, 7-14: «Denn als du wol weist, wie Hieronymus von Herma bezügt, daß der in griechischer sprach ein buoch gemacht, und den <Hirten> genennet, das gar wol by den alten Christen verwänet sye, also hab ich oft gewünscht, das einer harfürträte (so doch zuo diser zyt vil gotzvörchtiger und gelerter menner sind), der uns denselben abgangnen hirten widrumb mit warer trüw ersatzte, damit ein yeder rechte hirten vor den falschen erkiesen möchte.»

¹⁸ Z IV 369.

2. Das Pfarramt als Strukturelement in der Gemeinde

2.1. Der Unbekümmertheit Luthers in ekklesiologischer Hinsicht («...das kann niemand leugnen, daß jeder Christ Gottes Wort hat und von Gott gelehrt und zum Priester gesalbt ist...»¹⁹) konnte sich Zwingli nie hingeben. Das gleichzeitig mit der Zürcher Reformation in die Geschichte getretene Täuferturng zwingt ihn schon zu Beginn der Reformation in Zürich, chaotischen Vorstellungen über die christliche Gemeinde entgegenzutreten. Reformation ist nicht ekklesiologische Narrenfreiheit, sondern am Ganzen des Wortes Gottes geschultes und gemessenes Formgefühl. Der römische abusus der Macht in der Kirche ist gewiß offensichtlich, aber er hebt den usus des Amtes in der Gemeinde, das im Wort begründet ist, nicht auf. «Der bapst hatt allen sinnen huffen der geleerten damit fürbracht: Ja, sy verhüetind, das ghein irrthumb entstand. Noch [dennoch] so habend sy zuo unseren zyten offentlig geweert, das die waarheyt nit harfür käme. Sol aber darumb sich selbs ein yeder ufwerfen, er sye eyn apostel, leerer oder euangelist? Nein»²⁰.

Neben der Begründung des Predigtamtes als Ordnungsfaktor im Worte Gottes ist dem Humanisten Zwingli zudem jede Ordnungslosigkeit zuwider. Gewiß ist Bildung nicht identisch mit dem christlichen Glauben, nicht identisch mit dem Ziehen Gottes und seines Geistes, aber die Verachtung der alten Sprachen ist kein Zeichen von Geist, sondern höchstens das Gegenteil, also schlicht Ungeist und Sünde als Dummheit und Lüge. «Es ist waar und gewüß, daß's menschlich hertz zuo gott nit keert wirdt denn allein durch den ziehenden gott, gott geb, wie vil der mensch geleert sye; noch [dennoch] muoß man verstand der geschrift haben von dero wägen, die iro gwalt tuond. Dann der glychßnery [Heuchelei] ist nütts ze vil. Sy gdar [wagt es] sich wol darstellen, als ob sy ein geyst sye. So man aber demnach findt, daß ir red gottes wort nit glychförmig ist, so erkent man, welches glychßnery ist.»²¹

2.2. Besonders drei Wesenszüge prägen Zwinglis antitäuferisches Pfarrerbild.

2.2.1. Die breitesten Ausführungen Zwinglis in der Schrift «Von dem Predigtamt» gelten der Berufung des Pfarrers und der Kontrolle seines Lehrens und Predigens. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen hebt das Amt des Predigers nicht auf, sondern begründet es, und umgekehrt: das allgemeine Priestertum ist nicht identisch mit der Autorität in der Kirche. Dem gleichmacherischen Geistanspruch der Täufer setzt Zwingli die seriöse Lektüre und Auslegung der Schrift entgegen: «Es füegt ouch nit, daß sy hie ynredend uß 1. Pet. 2 [1Petr 2, 5 und 9]: <Wir sind all priester>; dann ich red hie nit von gewycht [geweiht] syn oder nit, sunder von dem ampt des lerenden. Es ist waar, wir sind all gewycht gnuog zuo der pfaffheyt [...]. Aber wir sind ye nit all apostel und bischoff 1. Cor.12 [29]. Und ob einer glych ein bischoff ist, zimpt im nit, eim andren sin chütt [Herde]

¹⁹ Calwer Luther-Ausgabe 4, 195 = WA 11, 411, 31f.

²⁰ Z IV 390, 31-35.

²¹ Z IV 417, 28 – 418, 4.

schaafen oder bistumb ze faren [einzudringen], wie er wil.»²² Ja, Zwingli sieht in dem ekklesiologischen Gleichheitsanspruch der Täufer – ähnlich wie Luther fast gleichzeitig im politischen Gleichheitsanspruch der Bauern – das Chaos und damit den Endchrist, den Antichrist hereinbrechen. «Weiß wol, daß eim yeden zimpt, mit yedem von gott ze reden, sich mit imm ze erinneren [zu besprechen]. Aber das sich eim yeden zimme in einem winckel anzeheben, was er wil, one verwilligung und bescheyd der kilchen, die inn und syn fürnemmen urteylen sol, oder eim yeden zimme sich ufzwerffen für einen lerer oder pfarrer, der in einer gläubigen kilchen (<gläubig> nenn ich nit alle, die sich christgläubig ußgebend, sunder die dem euangelio trüwlich gloubend, unnd das fry predigen lassend) usß eygner bewegnus dar möge ston und sagen, was er wölle, das red [nenne] ich nitt allein fräfen [frevelhaft] und böß, sunder antichristisch sin»²³.

Zwingli gibt sich in seelsorgerlicher Verantwortung alle Mühe, den Täufern gegenüber den Schriftbeweis für das geordnete Predigtamt zu liefern. Unter den einschlägigen Stellen des Neuen Testaments arbeitet er besonders mit der Ämterlehre in Eph 4, 11-14²⁴. Die Aussendungsrede Mt 10, 6-16 sucht er dem täuferischen Zugriff zu entwinden²⁵. Auch abgelegene Bibelstellen wie Num 16 können Zwinglis Gedankengang illustrieren: Die falschen, d. h. die selbsternannten Pfarrer verschlingt die Erde, wie die Rotte Korah Num 6, 33 unterging²⁶. Zwinglis zentrales Anliegen angesichts der täuferischen Geisttreiberei und ihres Drängens in die Gemeindeleitung ist die Kontrolle des Pfarrers durch die Gemeinde²⁷. Wenn gemäß Mt 3, 17 und 7, 5 nicht einmal Jesus sich selber zum Priester machte, wieviel mehr ist dann das Pfarramt in Zürich und andernorts durch Berufung und Sendung auszuweisen²⁸.

Die Kontrolle des Pfarrers durch die Gemeinde geschieht durch die Kontrolle ihrer Predigt und ihres Lehrens an der Schrift. Zwingli stellt dazu gleich eingangs der Predigtschrift den hermeneutischen Schlüssel bereit: «Ir ampt aber ist: das euangelium predigen, das ist: die welt leeren, gott und sich selbs erkennen. Wenn

²² Z IV 430, 25 – 431, 3.

²³ Z IV 430, 14-23.

²⁴ Z IV 390-393.

²⁵ Z IV 420-427. Zwinglis Schrift «Von dem Predigtamt» ist wahrscheinlich mitverursacht durch den Brief des sonst nicht weiter bekannten Laien und «Lesers» Markus Murer aus der Grafschaft Toggenburg. Murer vertrat in einer Anfrage an Zwingli eine extreme Laienposition, Z VIII 373, 33f: «Got zücht, welchen er will; er macht alein die unglerten gert.» Siehe *Walther Köhler*, Einleitung zu Zwingli, «Von dem Predigtamt», Z IV 369-379.

²⁶ Z IV 421f.

²⁷ Manz und andere Täuferführer drängten in die Gemeindeämter, wurden aber ihrer Ansichten wegen ferngehalten; siehe Z IV 387, Anm. 22 zu Bullingers Bericht über diese Vorgänge.

²⁸ Z IV 423, 11-15: «Usß welchen kundtschafften [neutestamentliche Beweisstellen] allen wir sehend, das die sendung so not ist, ee und sich einer offentlich predgens annemme, das ouch Christus Jesus den gewalt syner sendung in vil wäg [öfters] offnet [kundtut], selbs und durch anderer kundtschafft.»

nun der mensch sich selbs erkennt, muoß er in mißval syn selbs kumen. Darum muoß denn rüwen und besserung volgen, so veer er gott erkennt. Demnach kumpt aber erst nüwe verzwyflung. So der mensch sich selbs so sündtlich findt, das er besserens noturfftig sye, und sich beßret täglich, noch so findt er ein sölichen gebrästen, versumnus und unvolkomenheyt, daß er zuo gott ze kumen verzwyflet. Da thuot man im denn das heyl, das uns gott durch sinen sun gnädiglich geschenckt hatt, uf. Das ist das ampt der botten, und ist das aller höchst ampt under allen...»²⁹. Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis als hermeneutischer Schlüssel zur Kontrolle der Berufung, das könnte ein Passepartout sein, der zu allen Schlössern paßt; aber Zwingli versteht das natürlich nicht so. Vielmehr bekommt der zu kontrollierende und auch kontrollierbare Lehrgehalt der Verkündigung bei Zwingli in täuferischer Front ein ganz scharfes Profil. «Gottes wort heÿßt der obergheyt ghorsam sin, sy sye glöubig oder nit [Röm 13, 1]. So lerend die, es mög ghein Christ ein ober sin, da sich doch das widerspil erfindt 1. Tim. 6, [2] und 1. Petri 2, [13-18], Ephes. 6, [5-9]. Daran man sicht, das sy mit der leer und dem widertouff wider gott und christenlichen friden reychend. Unnd wenn sy glych tusend eyd darwider schwuorind, dennoch wurd es offembar. Sobald der getoufften menge so groß wär, das sy sich hoffind ze erretten, wurdend sy sich wider alle obergheyt und dem keyser, das ist: obren, nit geben, das sy im schuldig wärid [Mt 22, 2]»³⁰. Der Streitpunkt mit den Täufern ist nach Zwingli die Frage von weltlicher und kirchlicher Autorität im Konnex von Gottes- und Selbsterkenntnis. In antitäuferischer Front wird für Zwinglis Pfarrerbild die rechte Haltung zur Obrigkeit zum Schibboleth. Zwinglis Pfarrer wird dadurch allerdings nicht, wie die Täufer meinen, der Obrigkeit ausgeliefert, vielmehr wird der Pfarrer dadurch zur Zusammenfassung all dessen, was Amt nach der Schrift meint: Das Priestertum aller Gläubigen setzt ihn der Gemeinde gleich und unterstellt ihn ihrer Kontrolle, nicht etwa der Kontrolle der Obrigkeit. Sein Lehramt stellt ihn der Gemeinde gegenüber und ermöglicht dieser das Hören, also die reformatorische Distanz zum eigenen Geist. Bewußt spricht Zwingli hier nicht von den verschiedenen Ämtern in der Schrift, sondern konzentriert in reformatorischer Freiheit alles auf das eine Amt. «Und ist also das prophetenampt, das bischoff- oder pfarreramt, das euangelistenamt alles ein ampt»³¹. Es geht bei dieser Konzentration auf das eine Amt um den Zugriff Gottes auf die Gemeinde. Sie soll hören, bevor sie spricht und entscheidet. Dafür ist der Pfarrer das Zeichen. Aber auch er steht unter diesem Zugriff. Er spricht nicht aus dem Eigenen. Er steht vielmehr unter dem göttlichen Muß. Dieses ist zwar kontrollierbar und durch die Gemeinde zu kontrollieren; aber dadurch wird seine herausgehobene, der Gemeinde gegenüberstehende Stellung nicht aufgehoben. «...dann, wie ich angezeygt hab, so begärte myn fleysch entledigot sin von allem ampt des predigens, unnd wurde wol narung überkommen; dann, der mich geschaffen hat, der wurde mir ouch narung geben; aber eben

²⁹ Z IV 391, 10-20.

³⁰ Z IV 427, 26-35.

³¹ Z IV 398, 1f.

derselb wil mich von dem ampt nit lassen. Ich hab vil jar darumb geworben; so gibt er mir ye länger ye mee ze thuon in synem wort. Er sye gelobt!»³²

2.2.2. Die erste und grundlegende Dimension von Zwinglis Pfarrerbild ist also dessen göttliche Berufung und Sendung auf dem Hintergrund der Berufung und Sendung Jesu Christi. Der zweite Aspekt scheint dem zu widersprechen, ja scheint den ersten überhaupt aufzuheben. Zwinglis Pfarrer in der Schrift vom Predigtamt ist der bezahlte, der besoldete Pfarrer. Nach dem Himmel die Erde, nach dem Göttlichen das Irdische! Das antitäuferische Pfarrerbild Zwinglis strotzt vor Weltlichkeit. Der Grund dafür ist ein zweifacher. Einmal geht es Zwingli um die Rückweisung und Ablehnung der täuferischen Verstiegheiten, dann aber will er auch und erst recht den biblischen Realismus in der Amtsvorstellung ernstnehmen und getreu nachzeichnen.

Mit einer gewissen intuitiven Sicherheit und Kühnheit griffen die Täufer zur Begründung ihres ungebundenen Herumschweifens und Predigens auf die synoptische Aussendungsrede Mt 10 par zurück. Christsein besteht doch in der Nachfolge, und das heißt nach synoptischer Tradition: Verkündigung ohne festen Ort, ohne Aussicht auf irdischen Lohn und vor allem ohne Sorge um Nahrung und irdische Existenz. Zwingli kennt natürlich sein Matthäusevangelium auch und hatte diese Aspekte bereits selbst gegen die verweltlichte spätmittelalterliche Amtsauffassung ins Feld geführt. «Darumb ich all weg gesagt hab, das die, so sich under den Christen rüemend apostel sin, als die hohen bischoff und prelaten, söltind ouch weder sack noch seckel füeren. So tuond sy, daß der tüfel selbs nit könde lätzler [verkehrter] tuon. Sy predgend gar nit, wellend aber apostel genempt werden; und kommd mit eim trossz, damit sy die tyrannen diser welt überwindend [übertreffen]. Ist nit möglich, daß sy apostel oder botten sygind; dann sy nit alleyn dem wort nit nachwandlend, sunder gar nit füerend [sondern sie geben sich gar nicht damit ab]»³³.

Es ist für Zwingli nun leicht zu zeigen, daß die Täufer diesen synoptischen Aspekt des Predigtamtes überspitzen und andere Aspekte des Neuen Testaments mißachten. Er argumentiert immer im großen Rahmen der Auslegung und Anwendung von Eph 4, 11-14, und er zieht auch die einschlägigen Stellen zum Amtsverständnis der Pastoralbriefe bei. «Man sicht ouch an den worten Pauli ... das er einen bischoff und euangelisten für ein ding halt, da er 2. Tim 4, [2] also spricht: <Predig das wort, lig ob senfft [sanft], ruch [rauh], straff, beschillt, erman, tröst in aller duldmuot und lere>, etc. Was ist das anders weder eyns bischoffs, eins propheten, eins hirten ampt? Diß ampt ist der leer halb nüts [nichts] anders weder ouch das apostelampt; aber darinn ist der underscheyd, daß die apostel wandler oder reyser [Reisende] warend, so wonet ein yeder bischoff säßhafft an dem ort, da er bischoff oder pfarrer ist. Die apostel dorfftend gheyn besitzung habenn, so zimpt den pfarrern eygens [Eigentum] ze habenn, wie aber häll [deutlich]

³² Z IV 415, 6-12.

³³ Z IV 393, 15-23.

werden muß, obglych die nydigen ufrüerigen rotter ein anders leerend by den einuالتigen»³⁴.

In der Folge sieht sich Zwingli allerdings gezwungen, die ökonomische Basis seiner Pfarrerarbeit offenzulegen. Er tut das nicht gern³⁵, aber der Kampf mit den Täufern um das rechte Pfarrerbild darf nun eben nicht ein Wortgefecht bleiben. Die Fakten müssen auf den Tisch. Zwingli muß auch und erst recht in den ökonomischen Belangen seines Lebens glaubwürdig bleiben. Glauben und Leben dürfen gerade beim reformatorischen Pfarrer auch in *oeconomicis* nicht auseinanderklaffen. Das ideologische Gezänk soll verstummen, und sprechen soll die ökonomische Realität. Die Täufer wollen Zwinglis Position erschüttern, indem sie ihm Reichtum andichten und ihn der Habsucht bezichtigen, der sie «urchristliche» ökonomische Unbekümmertheit ihrer Prediger gegenüberstellen. Sie wollen Zwingli auf dem Glatteis seines eigenen Schriftprinzips zu Fall bringen. Zwingli stellt richtig: Statt der 300 Gulden Pfrundlohn, den sie ihm angerechnet hatten, hat er nur 60 Gulden verdient und dies nur inklusive einer Art «Gemeindezulage» von Propst und Kapitel. Dabei hatte er unterdessen für eine ständig wachsende Pfarrfamilie zu sorgen. Er legte auch das Vermögen seiner Frau Anna Reinhart offen. Es ist so bescheiden wie die Lebensführung seiner Frau und seines Hauses; bescheiden, aber sicher und ernsthaft verwaltet, wie es einem christlichen Hausvater geziemt. Nur keine falsche Sorglosigkeit, keine spätmittelalterliche Liederlichkeit, die die Täufer mit ihrem Lebensstil nur schlecht als neuen Glaubensmut ausgeben können! Ihr Verhalten, ihr sogenannter christlicher Lebensstil ist nicht Geist, sondern Versuchung³⁶.

Neben dem Hinweis darauf, daß auch im Neuen Testament von der Besoldung der Amtsträger die Rede sei³⁷, bringt Zwingli eine Reihe weiterer soziologischer

³⁴ Z IV 399, 7-19. Zur neutestamentlichen Ämterlehre siehe *Jürgen Roloff*, Das Amt und die Ämter im Neuen Testament, in: *Theologische Beiträge* 15, 1984, 201-218. In vorbildlicher Klarheit werden hier die verschiedenen Schichten der urchristlichen Ämterentwicklung, hervorgehend aus dem Amte Jesu Christi, offengelegt. Es ist selbstverständlich, daß weder Zwingli noch die Täufer wirklich Einblick hatten in das Werden der Ämter im Urchristentum. Zwingli allerdings sieht klar, daß, entgegen allem Biblizismus, die Amtsstruktur sich im Wandel der Zeiten veränderte; siehe Z IV 398, 1f.

³⁵ Z IV 406, 30 – 407, 1: «So vil zwingend mich die unfridsamen predger ze reden von minen dingen wider allen mynen willen!»

³⁶ Z IV 431, 32 – 432, 6: «Es erfindt [zeigt] sich ouch, das ir werck, das ist: die irem wort losend, nüts denn zwyträchtig lüt und begirig zytlicher dingen, ouch richlich [rachsüchtig] werdend, die vormals rüewig, gotzvörchtig und fridsam warend. Daran man sieht, das es ein anfächtung ist, nit ein geyst. Und kumpt aber der tüfel so verborgenlich in einer so liechten [lichten] gestalt (2. Cor 11,14), das die einuالتigen wärend, es sye ein geyst. Aber iro vil hebend an ze sehen, das es ein selbswolgefallen ist. Gott wölle uns allen näbel und betrug von unseren ougen nemmen. damit wir klarlich sinen willen lernind und thüegind.»

Zu Zwinglis Offenlegung seiner finanziellen Situation siehe Z IV 406f.

³⁷ Z IV 408, 11-13: «Ietz wöllend wir mit kundschafft [Beweisstellen] bewären, daß ouch zuo der apostel zytten söliche säbhaffte, versähne [mit Hab und Gut versehene] pfarrer euangelisten, propheten oder bischoff gewäsen sind.»

Argumente gegen die prinzipielle Armut der Pfarrer und für eine bescheidene, aber ausreichende Besoldung. Würde man der täuferischen Versuchung nicht widerstehen, so würde wiederum die Kirche dem Bettelunwesen ausgeliefert, das die spätmittelalterliche Stadt mit Hilfe der reformatorischen Sozialethik gerade daran ist abzuschaffen, damit die Gemeinschaft und der Einzelne sozial genesen können³⁸. Zwingli weiß genau, daß er mit seinen Gaben nach mittelalterlicher Bettelart besser stehen könnte als mit dem bescheidenen reformatorischen Pfarrergehalt. Sollte sich aber das alte freiwillige Besoldungssystem durchziehen, so wäre es um die Reformation der Kirche bereits geschehen. Denn die Reformatoren und auch die Täufer, die den alten Adam immer wieder unterschätzen, sind ja nur Menschen. Alle Tapferkeit der Lehre würde bald durch die schnöde Rücksicht auf die freiwilligen Geldgeber korrumpiert³⁹. Zwinglis weiser Rat, sein Pfarrerrideal, ist der Pfarrer, der weder zuwenig noch zuviel Lohn und Besitz sein eigen nennt. In den Bahnen einer aristotelischen Mäßigungslehre sich bewegend, die hier mit biblischem Realitätssinn parallel läuft, weiß Zwingli: Zuwenig und zuviel verderben alles Spiel. «Es ist aber me dapffergheytt zu wartenn an dem, der uff eyn pfruond bestädt ist [einen festen Lohn bekommt], so verr er recht lere, weder der all stund fürcht, er werde verstossenn.»⁴⁰ Das gilt gegenüber allem Zuwenig an Ökonomie im reformatorischen Pfarrerbild. Aber Zwingli wendet sich auch, im alten Zürich bereits ahnend, was die Zukunft bringen könnte, gegen das Zuviel an Pfarrökonomie. «Darby gevallend mir ouch seer übel die predicanten, denen man grosse summen geben muoß oder aber sy wöllend nit predigen»⁴¹. Zwingli weiß genau,

³⁸ Zur Frage von Reformation und Bettel siehe *Hans Scholl*, Die Kirche und die Armen in der reformierten Tradition, in: RKZ 124, 1983, 63-73 [zit.: Scholl, Kirche].

³⁹ Z IV 404, 31 – 405, 19: «Ich sach [sah] wol, hette ich die pfruond hingegeben, das min gutzel [Bettel] angien; dann ich weiß gar wol, was die andächtigen münchspredicanten oder lässmeyster ergutzelt habend. Mir ward ouch wyt über hundert guldin von besundren lüten [Privatpersonen] jährlich zuogesagt, und hettind mine herren mir hundert darzuo ggeben, und hette ich mich sust ouch in den gutzel geschicket, wie viel zuotraglicher wär mir der gewäsen weder ein pfruond! Was wär aber daruß erwachsen? Daß ouch mine nachkommen glych den gutzelwäg gangen wärend, wie ouch ich gethon hette, unnd wär alle dapffergheytt der leer zuo eim schmeychlen verkert worden. So nun dem gyt [Habsucht] nieman ze witzig [weise] noch ze starck ist, glych als wol als anderen anfechtungen, und gott uns in vil wäg versuocht, hab ich mich eyner eynvaltigen [einfachen] korherrenpfruond wol lassen begnüegenn, darumb, das ich sich [sehe], das es wyt das best ist, das man eym pfarrer eyn zimmliche, bestympte narung alle jar geb. Damit darff im nyemant heymlich zuozeschiebenn. Denn wär deß gutzels gewonet, der stellt sich all wäg, als ob er nüts hab, und nimpt damit alles, das im werdenn mag. Wenn er aber ein gwüsse pfruond hat, so darff niemand erbärmd mit im ze habenn; denn man weißt wol, das er ein zimmlich ußkomen hat; und ist der schädlich gutzel damit gantz und gar abgestellt.»

⁴⁰ Z IV 406, 6-8.

⁴¹ Z IV 406, 13f. Ähnliche, aber auch weiterführende Überlegungen zum Pfarrerlohn stellten eine Generation nach Zwingli die Hugenotten in Frankreich an, allen voran Pierre Viret in Nîmes; siehe Scholl, Kirche 70. Für Viret besteht die Gefahr für die hugenottischen Pfarrer nicht darin, daß sie wegen ihrer ökonomischen Situation zuwenig tapfer sind, sondern daß sie intellektuell versimpeln bei zuwenig Lohn oder verfatzen

daß die reformatorische Pfarrereistenz nicht nur, aber auch mit der Ökonomie und ihrer rechten Handhabung steht und fällt.

2.2.3. Noch eine dritte Dimension prägt Zwinglis antitäuferisches Pfarrerbild, besser gesagt wird gerade in der Auseinandersetzung mit den Täufern besonders plastisch und deutlich. Die Täufer der ersten Stunde in Zürich verwechseln allgemeines Priestertum mit geistiger Einfalt. So wie sie den göttlichen Sinn der Ökonomie verkennen, verachten sie auch sträflich die göttliche Gabe des Intellektes, das Charisma der Theologie⁴². Auch hier ist ihr Tun und Reden kurzschlüssig. Zwingli weiß bei aller Schonung der einfachen Leute von peinlichen Auftritten von Täufnern zu erzählen, die ihre Unbildung kraß herausstellten und sich so der Lächerlichkeit preisgaben. «Ich sag gheyn gassenmâr [allgemeines Gerücht]; ich weiß ort, da sy die geschrift nitt habend können läsen, sy habend dagegen gaggset [mühsam daran herumbuchstabiert], das man vermerckt [gemerkt] hat, das sy's erst lernetend»⁴³. Es geht Zwingli nicht darum, sich über die Ungebildeten lustig zu machen. Aus ihm spricht nicht die Verachtung des Humanisten für das einfache Volk, sondern die Sorge um die Wahrheit. Zwar weist er die dumme Dreistigkeit seiner Gegner in die Schranken und spottet: Kaum können die Täufer lesen, prophezeien sie schon und spielen billige Geisttreiberei gegen sprachliches Können und ehrliche fleißige Geistesarbeit aus. Wahrscheinlich hat Zwingli die Worte von Murer im Blick: «Man darff der zungen nûts [man braucht die Kenntnis der Sprachen nicht]; wir könnend [verstehen] die geschrift wol als wol [ebenso gut] als die, so vil spraachen könnend; es ligt am geyst und nit an der kunst»⁴⁴. Auf diesem dunklen Hintergrund aber singt Zwingli nun das Hohe Lied der humanistischen Intelligenz als unabdingbar für das Pfarramt. Natürlich fallen Bildung und Glaube nicht zusammen. Der ziehende Gott allein kehrt die Herzen der Menschen zu sich. Aber das richtige Verständnis der Schrift ist nötig, weil ihr sonst von unverantwortlichen Leuten Gewalt angetan wird. Genaue Kenntnisse der hebräischen und griechischen Sprache sind darum für den Pfarrer im Predigtamt und in der Gemeindeleitung unumgänglich. Um diese Kunst in Zürich zu realisieren, schlug Zwingli vor, das alte Priestertum vor Ort absterben zu lassen und das frei werdende Kirchengut teils für die Armen, teils für die Errichtung eines

und zu bequem werden bei zuviel Lohn. Offensichtlich veränderte sich die Pfarrereistenz und ihre Problematik mit dem Wandel der reformatorischen Stunde.

⁴² Calvin wird, die Reformation zusammenfassend und abschließend – wie Zwingli vom Humanismus herkommend – über den menschlichen Intellekt und den Heiligen Geist nachdenken, das Vorhandensein des Intellektes beim Menschen auch nach dem Fall staunend zur Kenntnis nehmen und gegen jede schwärmerische Verachtung des Intellektes anführen. CO 33, 576 (Serm. Job 12,7ff): «...quand Dieu aura donné bon esprit a un homme, ... qu'il luy aura donné faculté et grace pour instruire les autres: si on n'en tient conte, et qu'on repousse tout cela: il est certain que le Saint Esprit est comme foulé aux pieds.» Diese Zusammenhänge sind umsichtig dargelegt bei *Werner Krusche*, *Das Wirken des Heiligen Geistes nach Calvin*, Göttingen 1957, (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 7), 33-125 (= Kap. III: Der Heilige Geist und der Mensch).

⁴³ Z IV 419, 20 – 420, 2.

⁴⁴ Z IV 417, 25-27.

biblischen Sprachinstituts einzusetzen⁴⁵. Das Lesenlernen und dann das Lesen der Bibel in der Übersetzung allein genügt nicht. Diese oberflächliche Schulung bläht als Scheinbildung die Leute nur auf. So ist das nun einmal mit dem «prästen», der Sünde des Menschen, die auch immer in Dummheit sich ausdrückt und auslebt. Es gilt also von dem Wissen, das aufbläht, durchzudringen zur wahren Bildung. Diese braucht den ganzen Vorgang der biblischen Hermeneutik, die ohne die alten Sprachen nicht auskommt und die auch auf die humanistische Disputation zur Wahrheitsfindung angewiesen ist. Zwinglis Pfarrer verachtet nicht im Bildungsdünkel das Volk, er hofft vielmehr auf seine Bildungsfähigkeit und rechnet mit ihr. «Darumb ir unnd andre land nach gelegenheyt der sachenn mit gott mögend die unnützen geystlichenn lassen absterben, und ires guots einen teyl an die armen gmeynd verwenden, den andren daran, das etlich gleret iüwrem land zu guotem und zuo flucht [Hilfe] in den zungen [Sprachen] erzogen werdind, denn sust stadt [besteht] grosse gevar by dem lesen, das zuo diser zyt so gemeyn ist, da man wol sicht, das vil me dero, die lesend, alleyn gelert und beschwetz [beredt, geschwätzig] werdend weder [statt] fromm und gotzvörichtig. Dieselben varend demnach mit eim yeden fräfel harfür, der doch in ursprünglicher spraach und sinn nit grund hat; die kan man demnach ouch mit dem rechten verstand überwinden»⁴⁶.

2.3. In der Gestalt des Pfarrers konzentriert und manifestiert sich in «Von dem Predigtamt» das reformatorische Wortverständnis. Mit der Gemeinde zusammen untersteht der Pfarrer dem Wort, aber er steht der Gemeinde mit dem Wort auch gegenüber, denn das allgemeine Priestertum der Gläubigen hebt ja das Predigtamt nicht auf, sondern ermöglicht es. «Wir söllend nit alle prediger sin»⁴⁷. Neben diesem gemeinreformatorischen Verständnis des Pfarramts, das sich gegen das täuferische Mißverständnis des allgemeinen Priestertums richtet, aber auch gegen das römische Priesterverständnis, das laut kanonischem Recht nur menschliches Recht ist, sind die anderen Aspekte des Pfarrerbildes genuin zwinglisch: Der Pfarrer ist der besoldete Funktionär der Gemeinde, die hier in Zürich identisch ist mit der Stadt bzw. dem Staat Zürich; und er ist der humanistisch gebildete und geschulte Ausleger und Hermeneut der Bibel. Er steht für die humanistische Bildung und Kultur der spätmittelalterlichen Stadt. Es ist unübersehbar, daß diese Hauptzüge des zwinglischen Pfarrerbildes Ordnungsfaktoren, Strukturaktoren der frühbürgerlichen Welt des 16. Jahrhunderts darstellen. Der (bescheiden) besoldete Pfarrer wird zu einem Ordnungsfaktor ersten Grades im Kampf gegen das Gespenst der

⁴⁵ Der Vorschlag wurde in Zürich rasch realisiert. Es entstand die sogenannte «Prophezei». Dazu siehe Locher, *Reformation* 161, sowie *Ulrich Gäbler*, *Huldrych Zwingli, eine Einführung in sein Leben und Werk*, München 1983, (Beck'sche Elementarbücher), 92-94 [zit.: Gäbler, Zwingli].

⁴⁶ Z IV 418, 24 – 419, 6.

⁴⁷ Z IV 419, 7-11: «Wir söllend nit alle predger sin, als Paulus anzeygt 1. Corinth.12, [29]: <Sind wir alle apostel? Sind wir all propheten? Sind wir all lerer?> etc., als ob er spräch: Neyn. Darumb eyn grosse vermessenheyt ist an die selbgesandten predger, das sy inenn selbs alle ämpter zuolegend, und was sy nit könnend, verachtend.»

Armut, das die spätmittelalterliche Stadt in Schrecken hielt⁴⁸. So geben sich der reformatorische Pfarrer und die frühbürgerliche, reformwillige Stadt die Hand. Mit der politischen Vorstellungswelt der spätmittelalterlichen Stadt läßt sich das Wesen des zwinglischen Pfarramts ausdrücken: Aus dem inklusiven täuferischen Verständnis des allgemeinen Priesterums – sagt Zwingli – entsteht so viel Schaden und Unordnung, wie wenn in der Stadt jeder Bürger Bürgermeister werden wollte⁴⁹. Der bescheiden, aber ökonomisch sicher situierte Pfarrer, der sein prophetisches Reden durch sorgfältige humanistische Studien absichert und das Pfarramt vor jeder Unordnung feilt, und der Bürgermeister, diese beiden bilden das Gespann, das die frühneuzeitliche Gesellschaft auf die Bahn der Ordnung und des sozialen Friedens lenkt⁵⁰. Das Täufertum hat für diese Aspekte des Pfarramts kein Sensorium, es verachtet und bekämpft sie vielmehr und kann darum einem gesellschaftlich verantwortlichen Christenmenschen nicht gefallen⁵¹. Dennoch wäre es falsch, angesichts des Unbehagens des Stadtbürgers Zwingli gegenüber dem täuferisch-unbürgerlichen Chaos, das zwinglische Pfarramt einfach als ideologischen Ableger der spätmittelalterlichen Stadt im Raum der Kirche zu sehen. Stadt und Reformation sind auch bei Zwingli keinesfalls identisch. Die sichere ökonomische Basis des Pfarramtes und die humanistische Bildung seines Trägers kommen zwar dem Gemeinnutz, dem *bonum commune*⁵², entgegen, aber Zwingli liefert

⁴⁸ Zur Frage der Armut im Spätmittelalter siehe *David Food*, Armut VI, in: TRE 4, 1979, 88-98, sowie *Michel Mollat*, Die Armen im Mittelalter. München 1984, 174-268.

⁴⁹ Z IV 430, 23-28: «Dann nit weniger irrumb daruß entston wurdind, weder so in einer statt ein yeder wölte burgermeister sin, der ein burger wär. Es fuogt ouch nit, daß sy hie ynredend uß 1.Pet.2 [1Petr 2,9]: «Wir sind all priester»; dann ich red hie nit von gewycht [geweiht] syn oder nit, sunder von dem ampt des lerenden.»

⁵⁰ In der wichtigen Studie von *Bernd Moeller*, Reichsstadt und Reformation, Gütersloh 1962, (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 180), bearbeitete Neuausgabe Berlin, DDR 1987 [zit.: Moeller, Reichsstadt], die die Reformationsforschung der letzten Jahrzehnte sehr angeregt hat, ist dieser Aspekt nicht untersucht worden. Ansätze dazu finden sich bei *Heiko Augustinus Oberman*, Werden und Wertung der Reformation, 3. Aufl., Tübingen 1989, (Spätscholastik und Reformation 2), 263-266, und bei *Berndt Hamm*, Zwinglis Reformation der Freiheit, Neukirchen-Vluyn 1988, 104f [zit.: Hamm, Reformation].

⁵¹ Z IV 432, 25-28: «...der widertouff wirt all wäg dem meren teil der frommen, ruowigen Christen nit gevallen uß der ursach, das die widertöuffer glych erlermet [erkannt] werden, daß sy uff die gmeind [Gütergemeinschaft] und hynwerffen der regimentenn [Abschaffung der weltlichen Herrschaft] reichend [zielen].»

⁵² Dieser aus der aristotelischen Scholastik stammende zentrale Begriff bei Thomas von Aquin (Summa theol. II. 1, 93, 1) ist in der neueren katholischen Theologie in seiner Bedeutung wieder gewürdigt worden von *Marie Dominique Chenu*, Die Arbeit und der göttliche Kosmos, Versuch einer Theologie der Arbeit, Mainz 1956, siehe besonders 123 und 155-57 [zit.: Chenu, Arbeit]. Für Chenu steht dieser thomasische Begriff zunächst einmal für den erstaunlichen Zusammenhang der Konzentrations- und Freiheitsbewegung in der Geistesgeschichte des 13. Jahrhunderts. Es ist unübersehbar, daß Zwingli und später auch Calvin in die Geschichte der Entwicklung dieser Vorstellungen hineingehören. So einzigartig die Reformation des 16. Jahrhunderts sich auch darstellt, sie hat gerade in ihrer soziologisch-kulturellen Dimension bedeutsame Wurzeln

damit den Pfarrer keineswegs der spätmittelalterlichen Stadt aus, sondern er will mit diesen Dimensionen seines Pfarrerbildes den Täufern und seiner Zeit überhaupt deutlich sagen, daß nur der ökonomisch unabhängige und sprachlich gebildete und sich bildende Mensch den Dienst des Wortes zum Nutzen aller sinnvoll und kompetent ausführen kann.

3. *Pfarramt und bonum commune I – Das häßliche Gesicht des Eigennutzes*

3.1. Ohne Ordnung geht es nicht, aber der zwinglische Pfarrer ist nicht der Ordnungshüter des status quo. Zwinglis Schrift «Von dem Predigtamt», die auf den ersten Blick das Pfarrerbild des ängstlichen Besitzbürgers zu spiegeln scheint, schließt mit einer Zusammenfassung der Pfarreraufgaben. Gegenüber den Täufern, die auf Gütergemeinschaft und Abschaffung der weltlichen Obrigkeit zielen, setzt Zwingli den reformatorischen Pfarrer und mahnt: «Darumb stryend als die weydlichen reyser [tüchtige Krieger]; verlassend üwer ort und ampt nitt»⁵³. Diese Bemühungen sollen darin bestehen: Die Schafe sind von Sünden rein zu halten, Gottesfurcht und Nächstenliebe sollen gepflegt, es soll zum gemeinsamen Leben angehalten werden und der Pfarrer hat zu lehren und zu predigen, daß «man das ewig mitt dem zytlichen nit verliere»⁵⁴. Nun stimmt aber diese Zusammenfassung der Pfarreraufgaben nur zum Teil und nur sehr bedingt zum Inhalt der Schrift vom Predigtamt, die sie zusammenfaßt. Dieses Resümee weist vielmehr auf ganz andere Züge des zwinglischen Pfarrerbildes. Anders gesagt: Der scheinbar so ruhige realistisch-bürgerliche Inhalt der Schrift vom Predigtamt ist nur eine Hülle für weitere Dimensionen, ja für ganz andere Akzente in Zwinglis Pfarrerbild. Offen liegen diese in Zwinglis Schrift «Der Hirt», die er noch ohne antitäuferische Einengung und Abgrenzung in den ersten Stunden der Zürcher Reformation entwickelte und den etwas gemüthlich gewordenen spätmittelalterlichen Klerikern vorführte. Die sanfte bürgerliche Schale des zwinglisch-antitäuferischen Pfarrerbildes erweist sich plötzlich als Gefäß mit revolutionärem Inhalt von großer Sprengkraft.

3.2. Das späte Mittelalter kennt eine beredte Klage über den Zerfall der menschlichen Gesellschaft. Dabei ist es besonders die spätmittelalterliche Stadt, die das Anschauungsmaterial bietet für das verderbliche Walten des Eigennutzes. Der künstlerische Ausdruck dieses Zeitgefühls zeigt sich wohl am schönsten in einem Flugblatt von Hans Sachs, entstanden um 1530. Das ungemein dichte Bild

im Thomismus. Grundsätzliche Überlegungen und Untersuchungen zu diesen Zusammenhängen sind Forschungsdesiderate. Wertvolle Hinweise liefern bereits Locher, Reformation, 63 und 208; neuerdings Hamm, Reformation 134f (die bisherigen Ansätze zusammenfassend).

⁵³ Z IV 433, 7f.

⁵⁴ Z IV 432, 30 – 433, 1.

trägt den Titel «Die brüderlich lieb hat keyn Füß mer»⁵⁵. Der Einblattholzschnitt zeigt eine Frauengestalt an einem Holzstrunk liegend mit abgeschlagenen Füßen. An ihren Brüsten trägt sie zwei Säuglinge. Im Mittelfeld des Bildes flieht eine teuflische Gestalt mit gezücktem, blutigem Schwert in die Tiefe des dunklen Waldes. Im Hintergrund erscheint, an einem See gelegen, die Silhouette einer spätmittelalterlichen Stadt. Über die Frau ohne Füße beugt sich mitleidend der Dichter. Der Textfluß des Blattes gibt das Gespräch der beiden wieder: Die Charitas, die Liebe unter den Menschen, ist vor dem Eigennutz, ihrem ärgsten Feind, der aber den Zeitgeist prägt und beherrscht, aus der Stadt in den Wald geflohen. Sie klagt:

«Ich bin die Edel Charitas
die menschlich gschlechts ain muoter was
Das ich empfieng / gebar und und neret
Erzug / erhielt / straffet und leret
Ordnet / beschütztet wol und eben
Inn brüderlich Christlichem leben
Inn vollem gnüegen für unnd hin
Weil ich mein wonung het bey in.»

Der Dichter möchte nichts anderes, als daß sie schleunigst in die Stadt zurückkehre, aber das ist nicht so einfach:

«Ich sprach / wie hat sich das gehandelt,
Das du hast menschlich gschlecht verlassen
Sie sprach / ich hab gehabt unmassen
Ain grimmen feind der mich durchecht
der hat mich von menschlichem gschlecht
Vertriben dar auß allen lendern
Auß hoch / mitlen / und nidern stendern
Der hat mich hie geworfen nider
Und mich beraubet meiner glider
Des darf ich zuo den menschen nicht /
Ich sprach wer ist der bösewicht
Der trewloß feinde alles guots /
Sie sprach er ist der aigen nutz
Das grewlich / tückisch / geitzig thier /».

Alles wäre gerettet und geheilt, wenn die Charitas wieder in der Stadt der Menschen Einzug hielte. Das ist auch des Dichters größter Wunsch:

«Ich sprach / O tugentreycher schatz

⁵⁵ In: Flugblätter der Reformation und des Bauernkrieges, 50 Blätter aus der Sammlung des Schloßmuseums Gotha, hrsg. von *Hermann Meuche*, Katalog von Ingeborg Neumeister, Leipzig 1976; eine Beschreibung des Blattes S. 82. Die folgenden Zitate sind dem Hans-Sachs-Text des Flugblattes entnommen. Druck und also Bild des Blattes stammen von «Antony Formschneyder, Augspurg». Das Blatt ist als Unikat erhalten.

Kum noch / thür und thor steet dir offen
 Und eyl / dieweil noch ist zu hoffen
 Das dem ubel zuo helffen sey
 Sie sprach / mein will ist guot darbey
 Sichst nit das ich kain fuoß mehr hab
 Weil sie mir hat gebissen ab
 Der aygennutz / ich kan nit gon
 Muoß furthin hie mein wohnung hon
 Ainig allain in diser wildt».

Die Parabel schließt mit endzeitlichen Gedanken und ergeht sich in apokalyptischer Stimmung. Gottes Gerichtstag muß nahe sein. Das Gesicht des Bösen ist klar und unverkennbar: Eigennutz. Die Parabel, entstanden im Umkreis von Reformation und Bauernkrieg, analysiert den Schaden der Gesellschaft wie Zwingli: Eigennutz ist das Übel der Zeit. Der Feind der Gesellschaft ist auch der Hemmschuh aller Reformation. In diesem soziologischen Verstehenshorizont ist Zwinglis Grundtext zur Erfassung seines Pfarrerbildes geschrieben. Zwingli widmet seine Hirtenschrift dem ersten hoffnungsvollen Reformatiönsgegninten im kleinen Kanton Appenzell. Im jüngsten und kleinsten Land der Eidgenossenschaft ist noch zu hoffen, dem Übel abzuheffen. «Es ist wol ze verhoffen, daß, wie sy under den orten der loblichen Eydgnoschafft das letst sind⁵⁶, im glouben nit die kleinsten noch letsten werdind, dann sy nit in der mitte lustbarlicher landen, da die gefärd eigens nutzes und wollusts aller gröst sind, sonder an einem ruhen [rauhem] ort ligend, da die fromm einvaltigkeit mag verhüet [bewahrt] werden»⁵⁷. Zwinglis Schrift vom Hirten ist genau in dieser Front gegen den Eigennutz geschrieben. Der falsche Hirte, die dunkle Folie für Zwinglis Bild vom guten Hirten, ist nichts anderes als das häßliche klerikale Gesicht des Eigennutzes. In seiner summa zum falschen Hirten faßt Zwingli in zehn Punkten dieses häßliche Bild zusammen. Diese summa läßt sich gut in drei Hauptdefekten des mittelalterlichen Pfarramtes wiedergeben⁵⁸.

3.3.1. Der erste Kritikpunkt Zwinglis an der spätmittelalterlichen Hirtenexistenz ist der, daß dieser Hirtendienst nur dem Eigennutz des Pfarrers und des ganzen Klerus dient. Diese Hirten sind Hirten, die sich selbst weiden. Ja, aus dem biblisch begründeten Hirtendienst von Evangeliumsverkündigung und Seelsorge ist eine reine Wolfsexistenz geworden! Der Hirtendienst erscheint zur Herr-

⁵⁶ Appenzell trat 1513 der Eidgenossenschaft bei.

⁵⁷ Z III 10, 25-30: aus Zwinglis Widmung an seinen Freund Schurtanner in Appenzell, März 1524.

⁵⁸ Zum folgenden siehe *Hans Scholl*, Seelsorge und Politik bei Ulrich Zwingli, in: RKZ 130, 1989, 218-224 (mit Berichtigungen auf S. 281) [zit.: Scholl, Seelsorge]. Eine gute Analyse der Hirtenschrift – allerdings nicht unter der Fragestellung nach Zwinglis Pfarrerbild – bietet auch *Fritz Büsser*, Schrift und Dienst bei Zwingli, in: 1484-1984, Zwingli und die Zürcher Reformation, Aufsätze von Fritz Büsser, hrsg. von der Präsidialabteilung der Stadt Zürich, Zürich 1984.

schaftsausübung umfunktioniert. Es sind besonders die Punkte 7 und 1-3 der zwinglischen Liste vom falschen Hirten, die diese Umkehrung thematisieren:

«7. Welche namen der hirten tragend und aber weltlich herrschend, sind die bösten werwolffen»⁵⁹. In Punkt 1 legt Zwingli den Finger auf den aus reformatorischer Rückschau wundesten Punkt im spätmittelalterlichen Amtsverständnis: Es gibt gerade in leitender Stellung zahlreiche Kleriker, die völlig ohne Verkündigungsdienst ihr Amt verwalten. Zwingli hebt das ganze mittelalterliche und zum Teil schon altkirchliche System der Sakramentskirche mit seinem ersten Kritikpunkt aus den Angeln: «I. Alle, so nit lerend, sind nütz [nichts] denn wolff, ob sy schon hirten, byschoff oder küng genennt werdind. Sich [sieh] hieby, wie vil sind der lerenden bischoffen?»⁶⁰ Zwinglis Kritik geht allerdings tiefer als nur bis zu der Äußerlichkeit, daß viele Bischöfe nicht predigen, sondern diese Aufgabe im Spätmittelalter weitgehend an den niederen Klerus delegiert haben. Diese Organisationsform ist für ihn vielmehr das Symptom einer tiefsitzenden Krankheit der Kirche und ihres Amtsverständnisses. Auf die reformatorische Kritik an der spätmittelalterlichen Kirche reagierte diese bekanntlich mit der Klage über die Zerreiβung der Einheit. Seit den Tagen Cyprians und seines Traktates «De unitate ecclesiae» war diese Klage eine scharfe Waffe gegen schismatische Regungen: Welch Frevel ist es doch, den einen ungenährten Rock Christi zu zerschneiden! Aber Zwingli läßt sich von dieser Klage nicht beeindrucken, er analysiert sie in der Hirtenschrift. Dieses Klagen ist am Ende des Mittelalters nicht mehr echt, sondern interessegebunden und damit verlogen: Sie sagen «Christen», meinen aber ihre Geldkisten⁶¹. In Punkt 6 verschärft er seine Kritik noch: «6. Welche der armen nit achtend, sy vertrucken lassend und beschwären, sind valsch hirten.» Und in dieselbe Richtung weist Punkt 8: «8. Welche rychtag [Reichtum] zemenlegend, sack, seckel, spycher und keller füllend, sind ware werwolff»⁶². Durch den Eigennutz ist der Kleriker im Mittelalter zu einem Instrument der Ausbeutung der Armen geworden, zum Hirten, der sich selber weidet. Calvin wird fünfzehn Jahre später diese Kritik am mittelalterlichen Amtsverständnis und an der damaligen Amtswirklichkeit auf die knappe Formel bringen: «Sie sagen Seelen erbauen, bauen aber vor allem Paläste»⁶³. Es ist bekanntlich ein Kennzeichen der Reformation Zwinglis, daß sie im sozialen Bereich anhebt und den Finger auf die Gemeinschaftswunden der Zeit legt. Darum kritisiert Zwingli am mittelalterlichen Hirten auch zuerst dessen soziale Unsensibilität. Bei aller Zeitbedingtheit seiner Kritik weist seine Anfrage die Hirten aller Zeiten auf die Notwendigkeit der Übereinstimmung von Wort und Werk im Hirtendienst. Punkt 5 seiner Negativliste bleibt zeitlos gültig: «5. Welche nit mit den wercken üebend, das sy mit dem wort

⁵⁹ Z III 59, 27f.

⁶⁰ Z III 59, 9-11.

⁶¹ Siehe die ganze zwinglische Analyse dieser Zusammenhänge: Z III 45, 19 – 47, 8, die er mit viel angriffigem Humor vorträgt.

⁶² Z III 59, 25f und 59, 29f.

⁶³ CO 6, 597 (Calvin in seiner Auseinandersetzung mit den Nikodemiten).

lerend, sind nütz [nichts nütze] under dem christenen volck, brechend [reißen nieder] vil me mit den wercken, dann sy mit dem wort buwind»⁶⁴. Hirten, die sich selber weiden: so sieht die Klerikerfratze des Eigennutzes aus. Es gilt von ihnen im 16. Jahrhundert und zu allen Zeiten: «Und nun bald mit inen von [weg von] den schaaffen, oder aber sy fressend's gar»⁶⁵.

3.3.2. Der Eigennutz entstellt allerdings das Pfarramt noch tiefer, als es Zwingli in seiner Sozialkritik offenlegte. Der Punkt 4 seiner Negativliste verdient dabei besondere Beachtung: «4. Welche schon lerend, und lerend ouch das wort gottes, und aber die grösten verergerer, die höupter, nit anrüerend, sonder ir tyranny wachßen lassend, sind schmeychlend wolff oder verräter des volcks»⁶⁶. Die Fratze des Eigennutzes im Klerikerstand hat eine nicht zu übersehende politische Note. Die Ausbeutung des Volkes durch das Frömmigkeitssystem des späten Mittelalters geht ja Hand in Hand mit Willen und Einwilligung der politischen Führung. In früher Stunde der Reformation ist Zwingli der Analytiker der politischen Lage. Er weiß, daß der rechte Hirte nicht nur die kirchlichen und sozialen, sondern auch die politischen Zustände seiner Zeit aus den Angeln heben oder wenigstens unüberhörbar kritisieren muß um der Glaubwürdigkeit seiner Arbeit, seiner Amtsführung willen. Umgekehrt gesagt, die Hirtenfratze des Eigennutzes ist der unpolitische Pfarrer, der mit der Ausrede «ja keinen Aufruhr stiften» auf die nötige politische Herrschaftskritik verzichtet. Es ist deutlich, daß Zwingli hier über die Kritik am Spätmittelalter hinausgeht und auch schon innerreformatorische Entwicklungen ins Auge faßt. Es gibt leider die unmögliche Möglichkeit, das Wort Gottes zu lehren und dabei die politischen Tyrannen in Ruhe zu lassen. Es ist nach Zwingli ein wesentliches Kennzeichen des falschen Hirten, daß er vor dem politischen Schritt der Herrschaftskritik zurückweicht und damit mit seinem pastoralen Tun Ungerechtigkeiten und ungerechte Strukturen zementiert und so den Hirtendienst in Wolfswesen verkehrt. «Man predget, das zuo uffruoren dienet [altgläubiger Vorwurf gegen die reformatorische Predigt] (aber das sy die welt in ire verzinsung und [Leib-]eigenschaft gebracht, des sy doch gheinen grund habend, das wyl sy nit beduncken zuo uffruoren reichen. Unnd ist doch kund, das alle uffruoren, die uff erdrych ye gewäsen, allein uß übertrang [übermäßiger Bedrückung] der gewaltigen erwachßen sind). Und derglychen gebrästen vil füerend sy zuoletst harin, daran man sicht, das sy mit erdichem schin den gnädigen handel Jesu Christi, unsers herren, iren anfechtungen [eigentlichen Absichten] fürweldend [zum Vorwand dienen lassen]»⁶⁷. Pfarrer als politische Leisetreter mißbrauchen ihr Amt und fallen unter Zwinglis Verdikt: «...Christus hat ghein söliches xind [Gesinde] me gehebt»⁶⁸. Solche Dienerschaft hat Christus nicht gehabt!

⁶⁴ Z III 59, 22-24.

⁶⁵ Z III 60, 1f.

⁶⁶ Z III 59, 18-21.

⁶⁷ Z III 46, 22 – 47, 4.

⁶⁸ Z III 47, 7f.

3.3.3. Der Pfarrer als sozialer Schmarotzer und politischer Leisetreter: Diese gravierenden Vorwürfe sind aber immer noch nicht Zwinglis schärfste Kritik an der spätmittelalterlichen Amtswirklichkeit. Zwinglis Liste zum falschen Hirten schließt mit «9. Daby ouch lychtlich verstanden wirt, das alle die valsche hirten sind, die an die creatures von [weg von] dem schöpfer fuerend»⁶⁹. Zwingli kann mit dieser Formel «vom Schöpfer weg auf das Geschöpf lenken» alles zusammenfassen, was er am spätmittelalterlichen Amtsverständnis kritisiert und ablehnt: die Vernachlässigung der Wortverkündigung zugunsten der Kirchengesetze, die Verkehrung des kirchlichen Dienstauftrages in Herrschaftsstrukturen usw. Überall geschieht das gleiche: An die Stelle des creator wird die creatura gesetzt. Die Ehre, die dem Schöpfer zukommt, wenn der Mensch richtig leben und atmen soll, wird auf das Geschöpf umgebogen. Aus dieser Verkehrung kommt der ganze Zerfall. Mit der Formel «creator-creatura» steht Zwingli in eigenständiger Art in der Nachfolge Augustins und variiert und verdichtet dessen Schema «Amor dei – amor sui». Es ist Berndt Hamm zuzustimmen, wenn er in dieser Formel die Reformation Zwinglis überhaupt auf den Punkt gebracht sieht, indem Zwingli damit über Augustin hinaus auch die reformatorischen Ansätze des Erasmus zurückläßt: «...der Gegensatz zwischen Schöpfer und Kreatur verdichtet und konkretisiert sich in Zwinglis Sicht zum Gegensatz zwischen dem biblischen Gotteswort und der gesamten kirchlichen Tradition von Menschenworten»⁷⁰. Die wahre Gottes- und Menschenerkenntnis nicht richtig lehren und predigen⁷¹, weil sie die Ehre von Gott auf das Geschöpf ziehen, das macht den falschen Hirten aus, daraus resultiert die Hirtenfrazze des Eigennutzes. Darum mußte Reformation sein und mit ihr die Prägung eines ganz neuen Amtsverständnisses und Pfarrerbildes. Man könnte Zwinglis Pfarrerbild weitgehend via negationis in antitäuferischer und antirömischer Front erschließen. Hier sei nun aber abschließend noch der Versuch gewagt, es aus positiven Ansätzen der zwinglischen Reformation nachzuzeichnen, wie sie besonders in der Schrift vom Hirten vorliegen.

4. Pfarramt und bonum commune II – Nit fürchten ist der Harnisch

4.1. Wenn das mittelalterliche Pfarrerbild durch den Eigennutz entstellt und geprägt ist, so bedeutet Reformation Heilung von Eigennutz durch Selbstverleugnung, Buße und *tolerantia crucis*. Zwinglis grundlegende Ausführungen zur Pfarrrexistenz zu Beginn der Reformation lesen sich daher wie ein berufsspezifische

⁶⁹ Z III 60, 3f. Wahrscheinlich intendierte Zwingli eine Liste von 10 Negativpunkten. Dabei wäre Punkt 8 in zwei Punkte aufzulösen. Es scheint, daß Zwingli in der Eile, in der seine Schriften zu entstehen pflegten, diesen Dekalog aus dem Auge verlor.

⁷⁰ Hamm, Reformation 25ff. Hamm's Ausführungen sind sehr hilfreich und gerade auch im Blick auf die Genese der zwinglischen Gedanken klärend. Sie wären aber noch auf Zwinglis Abendmahlslehre auszuziehen.

⁷¹ Z IV 391, 10f.

sches Vorspiel zu Calvins Zusammenfassung der *vita christiana* zum Abschluß der Reformation in der letzten Ausgabe der *Institutio* (Buch III, Kap. 6ff). «So eigen muoß der hirt gottes sin, das er ouch vatter und muoter, die gott sunst heißt lieb haben und eeren, so sy inn hinderstellig [abtrünnig] machtind, hassen muoß. Und sind diese gebott alle nit allein der hirtten, sonder aller menschen; doch fürnemlich unnd zum ersten reichend sy uff den hirtten»⁷². Zwingli hat wohl die im Mittelalter oft praktizierte Verquickung von Kirchen- und Familienpolitik im Auge, indem er gerade mit diesem, den Menschen aus den verwandtschaftlichen Bindungen herauslösenden Jesuswort seine Überlegungen zum Hirtendienst beginnt; aber nicht nur von der Familie, sondern von seinen Interessen überhaupt, von seinem Selbst muß sich der Hirt trennen. «Zum ersten muoß der mensch sich selbs verlögnen, denn der will al weg etwas sin, vermögen, können. Hie muoß er glych als ein eigen man [Leibeigener] und verpflichteter knecht versetzt und verworffen by im selbs sin, und allein uffsehen, was in gott heisß, nüt [nichts] uß sinen krefftten noch wüssen thun, sonder die einigen form, gott, ansehen und sin wort.»⁷³ Und so führt der Hirtendienst eigentlich täglich ans Kreuz. Hirtendienst ist nach Zwingli eine ständige *tolerantia crucis*, etwas also, nach dem sich der natürliche Mensch gewiß nicht sehnt, vielmehr findet er täglich zahllose Menschen, die sich selbst nicht verleugnen⁷⁴. Diese dezidierte Betonung des Nachfolgegedankens in Anlehnung an die Bergpredigt zeigt deutlich, daß man die Reformation Zwinglis in die spätmittelalterlichen Bußbewegungen einreihen kann, die sich um den Gedanken des *bonum commune* ranken. Auch Luthers erste Ablaßthese reiht reformatorisches Denken in die Bußbewegung ein⁷⁵. Das Neue gegenüber den mittelalterlichen Bußbewegungen ist nun allerdings das radikal christologische Verständnis von Buße, Selbstverleugnung und *tolerantia crucis*. Nicht irgendein selbstgewähltes Pfarrerkreuz hat der Hirte auf sich zu nehmen, sondern das Kreuz Christi. Hirtendienst ist nicht eine beliebige mittelalterliche *imitatio*-Frömmigkeit, sondern Nachfolge Christi in der Übernahme seines Kreuzes. Zwinglis Leitspruch, Mt 11, 28-30, steht auch über der Schrift vom Hirten als Motto (verbunden mit Joh 10, 11)⁷⁶. Hirtendienst gibt es, weil Jesus Christus der Hirte ist. So ist auch Zwinglis zusammenfassendes Wort zur Selbstverleugnung im Hirtendienst zu verstehen: «Also hat im [also hat auch] Christus Jesus selbs geton, all weg sinen willen des vatters willen underworffen, und alle crütz tragen, biß

⁷² Z III 15, 17-21.

⁷³ Z III 16, 3-7.

⁷⁴ Z III 16, 10-14: «Hat ein mensch sich selbs verlögnen und sicht [sieht] allein auf gott, so findt er täglich ein größere zal dero, die sich selbs nit verlögnen, weder die sich verlögnen hand. Zwüschend welchen demnach als gwässer stritt [Streit] ist zwüschend flür und wasser...» – Zwingli selbst sehnte sich ja seinem Selbstzeugnis zufolge auch nicht einfach nach seinem Hirtenamt; siehe Z IV 415, 6-12.

⁷⁵ WA 1, 233: «Dominus et magister noster Jesus Christus dicendo: Penitentiam agite etc, omnem vitam fidelium penitentiam esse voluit.»

⁷⁶ Z III 2. Siehe dazu *Hans Scholl*, Predigt zum Zwinglitag 1984, in: RKZ 125, 1984, 263-266.

daß er zuo der eer kommen, das er zuo der grechten [rechten Hand] gotes sitzt»⁷⁷. Diese christologische Konzentration des Hirtendienstes und damit die christologische Verankerung des Pfarrerbildes hat natürlich Folgen für den Dienst und die Aufgabe des Pfarrers. Sie sind nicht beliebig zu gestalten, sondern am Logos Gottes auszurichten, der Gesetz und Evangelium, Zuspruch und Anspruch umfaßt.

4.2. Zum Hirtendienst in Aktion gilt nun nach Zwingli gewissermaßen die Regel: Seelsorge oder das Evangelium zuvor⁷⁸. *Gottfried W. Locher* hat in verdienstvoller, die ältere Forschung bedeutsam korrigierender Weise oft darauf hingewiesen, daß Zwingli in allen wichtigen Werken an entscheidender Stelle die Christusbotschaft, das reformatorische *sola gratia* formuliert, meist in Anselmischen Klängen⁷⁹. So liegt beispielsweise in dem Auslegen der Schlußreden gewissermaßen die zwinglische Urfassung des Evangeliums vor: «Summa des euangelions ist, daß unser Herr Jesus Christus, warer gottes sun, uns den willen siner himmelschen vatters kund gethon und mit siner unschuld vom tod erlösst und gott versünt hat»⁸⁰. In der Schrift vom Hirten heißt die theologische Summa, mit der der Hirte an seine Aufgabe geschickt wird: «...das euangelium ist die botschafft der sichren gnaden gottes»⁸¹. Auf diesem Hintergrund beschreibt Zwingli den Hirtendienst als seelsorgerliche Predigt. Predigt als Seelsorge und Seelsorge als Predigt ist die Grunddimension des Hirtendienstes. Bei aller Reinheit der Gnadenbotschaft ist aber bei Zwingli dafür gesorgt, daß die Gemeindepredigt nicht zur lendenlahmen Verkündigung einer billigen Gnade ausartet. In beachtlicher Konzentration beschreibt er den Urdienst des Hirten anhand synoptischer Christusworte: «Demnach sol er [der Hirt] anheben ze predgen, wie Christus hat angehebt Mat 4, [17]: Beßrend üch ... Nun beßret sich gheiner, der nit weißt, wie böß er ist. Darumb muoß hier der prästen [Schwäche, Sünde] unnd demnach heil gepredget werden»⁸². Mit irgendwelchem Biblizismus hat das *sola scriptura*, mit dem der Hirte im Predigt- und Seelsorgedienst steht, nichts zu tun. Zwar geht Seelsorge nicht ohne genaue Kenntnis der Schrift vor sich. Es ist also nach Zwingli keiner einfach zum Seelsorger geboren, er kann aber zum Seelsorger werden in der strengen Schule der Heiligen Schrift. Letztlich aber steht auch dieses Erlernen des Hirtenberufes nicht in der Macht des wollenden und gutwilligen Menschen, sondern es liegt am Ziehen des Heiligen Geistes. Der Hirt muß alles «...allein uß der heiligen biblischen gschrift erlernen. Und ist das erlernen des buochstaben nütz, gott zyehe im denn das hertz, das er dem wort glouben werde, und es nit nach sinen anfechtungen ziehe, sondern fry laße, wie das götlich inbla-

⁷⁷ Z III 17, 17-20.

⁷⁸ Zum folgenden siehe Scholl, Seelsorge, 218-224.

⁷⁹ z. B. *Gottfried Wilhelm Locher*, Huldrych Zwingli in neuer Sicht, zehn Beiträge zur Theologie der Zürcher Reformation, Zürich 1969, 29f [zit.: Locher, Zwingli].

⁸⁰ Z II 27, 17ff.

⁸¹ Z III 18, 22f.

⁸² Z III 18, 13-17. Zu Zwinglis Verständnis von Gesetz und Evangelium in der Funktion der Predigt siehe den ganzen Zusammenhang von Z III 18.

ßen angibt»⁸³. Kurz, seelsorgerliche Kompetenz setzt voraus, daß der Hirte selber gehirtet ist. Er muß selber in der *vita christiana* drinstehen, die mit der Selbstverleugnung beginnt, und die ihn im Wunder Gottes zur Stimme Gottes selbst macht⁸⁴, so daß er erst jetzt, aber jetzt auch effektiv und vollmächtig in der Seelsorge steht, nämlich im Verhüten, «...das die gewäschnen [gewaschenen] schäfflin nit widrumb in das kat [Kot] fallind»⁸⁵.

Ist die Seelsorge so verstanden und gehandhabt, also letztlich als Akt des Heiligen Geistes, der die Menschen füreinander braucht, dann erst gibt es auch ein legitimes Reden vom Vorbildsein des Hirten, also nur auf dem Hintergrund aller Hirtenschaft, die Jesus Christus heißt. Das Vorbild wird dann besonders darin bestehen, «...das er mit der tat nit breche, das er mit worten lert»⁸⁶. Nur so entspricht er der göttlichen Wirklichkeit, die allein den Ursprung wahrer Autorität qua definitione darstellt. «Denn der *locus ab autoritate* gilt negative by gott, darumb, das er ein so vollkommens guot, das im nütz gebrästen mag [daß es ihm an nichts gebrechen kann]; also mag ouch nieman ützi [irgend etwas] erfinden, daß das götlich bessren oder ersetzen müg. Also muoß er sich in den dingen ein bildner vortragen [sich als erzieher erweisen], die eim vatter zuostand. Der tribt nit böggenspil [Narrenwerk], das er damit sinen kinden abgyle [etwas abbettle], sonder sicht er [sondern er sieht darauf], das sy zuo einem unvermaßgeten [unbefleckten] leben erzogen werdind, früntlich, unschädlich, zymlich [sittsam] sygind in allen dingen, unnd alle unmaß flichind. Darinn muoß sich ouch der hirt üben. Darumb wirdt er von Christo ein hußvatter oder hußhalter genennet»⁸⁷. Es handelt sich also in diesen Gedankengängen Zwinglis nicht um eine Abwertung des Wortes gegenüber der Tat, wie neuzeitliches Tatchristentum es gern bei ihm finden möchte⁸⁸. Wenn Zwingli in der Schrift vom Hirten Wort und Beispiel einander gegenüberstellt, dann nur in diesem pneumatologischen Seinsverständnis, in dem der wahre Hirtendienst stattfinden kann und faktisch auch vor sich geht. In diesem Sinne gilt dann auch: «Nietend sich nun die lerenden nitt [geben sich nun ... nicht Mühe] inn den dingen, die sy lerend, so sind sy nitt recht. Üebend sy sich aber in den dingenn, die sy uß gott lerend, so lert das läbendig byspil me [mehr] denn hunderttusend wort»⁸⁹.

Zwingli hat bekanntlich seine Predigten nicht aufgeschrieben. Anders als von Luther und Calvin existiert von Zwingli kaum eine nachgeschriebene Predigttradition, so daß wir uns kein sicheres Bild seiner seelsorgerlichen Predigtarbeit machen können. Wir sind aber in der guten Lage zu wissen, wie seine Predigt ge-

⁸³ Z III 22, 14-18.

⁸⁴ Z III 18, 4f: «...darumb, das gheiner ze weyden komlich [geeignet] ist, er sye dann in im selbs nit daheimen, sonder gott wone in im und rede uß im.»

⁸⁵ Z III 19, 5f.

⁸⁶ Z III 20, 12f.

⁸⁷ Z III 20, 29 – 21, 9.

⁸⁸ Zum Wandel des Zwinglibildes und des Verständnisses seiner Theologie in den Jahrhunderten siehe Gäbler, Zwingli 142-146, sowie die dort genannte Literatur.

⁸⁹ Z III 21, 16-19.

wirkt hat. Thomas Platter, der einstige Walliser Hirtenbub und nachmalige Basler Humanist und Buchdrucker, berichtet in seinen autobiographischen Aufzeichnungen über seine geistlichen Erfahrungen unter Zwinglis Kanzel: «Ich habe oft mit meinen Gesellen für das Papsttum gekämpft, bis einmal da predigte Magister Ulrich in der Sälnower Kirchweih vor Sälnow im Hof das Evangelium Johannis im 10. Kapitel: Ich bin ein guter Hirte usw. Das legte er so gewaltig aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei dem Haar über mich; zeigte auch an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein würde an den Händen der Hirten suchen, die an ihrem Verderben schuldig wären. Da gedachte ich: hat es diese Meinung, so ade Pfaffenwerk! kein Pfaff werd ich nimmermehr,... Noch hatte man Messe und Götzen in Zürich»⁹⁰.

4.3. Die andere Seite des Hirtendienstes ließe sich ohne weiteres via negativa aus den Punkten der Liste zum falschen Hirten darstellen. Die Ausführungen Zwinglis zu dieser Seite der Sache sind schon rein quantitativ so beachtlich, daß sie das Pfarrerbild Zwinglis prägten und immer noch prägen. Zwinglis Hirte ist der Pfarrer, der sich in die Politik einmischt und zwar auf der Seite der Bedrängten, der Pfarrer als Stimme der Sprachlosen: «Tu den Mund auf für die Stummen» (Bonhoeffer).

Zwingli weiß, daß politische Herrschaft die Tendenz in sich trägt, zum Ausbeutungsmechanismus zu degenerieren. Er erfaßt und reflektiert viel politische Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts, wenn er sagt, daß «...der mer teyl des gwalts, der das schwert halt, me [mehr] uß gyt [Habsucht], muotwillen, frävel und allein zuo höhung und wollust, wede [als] uß liebe und forcht gottes die grechtigkeit zuodienet [handhaben] ... Gegen iren underthonen ist es nütz denn bochen [wütend sich gebärden], straffen, schinden, schaben, verzynsen [ungerechte Steuern erheben], versetzen [ungebührlich belasten] ...»⁹¹. Was der Hirte in dieser prekären Situation zu tun hat, kann nach Zwingli nicht zweifelhaft sein: «Schry! Hör nit uff!»⁹² Dabei soll der Hirte nicht nach dem Erfolg seiner Predigt fragen. Es gilt in der politischen Predigt nicht das Erfolgsprinzip, denn dieses würde den Umgang mit dem Gotteswort wiederum menschlichem Ermessen ausliefern⁹³.

⁹⁰ Fassung in modernem Deutsch durch den Autor. Originalwortlaut bei: Thomas Platter, Lebensbeschreibung, hrsg. von Alfred Hartmann, Basel 1944, (Sammlung Klosterberg, Schweizerische Reihe), 63f.

⁹¹ Z III 24, 15-20.

⁹² Z III 25, 29 – 26, 3: «Schry! Hör nit uff! Erheb din stimm als ein trumeten [Trompete] und verkünd minem volck ire laster, also merckend wir wol, das der hirt schuldig ist wider alle fygend [Feinde] harfür zuo tretten zuo schirm der schaaffen; ouch das er die schaaff uß dem wuost der sünden hebe; dann wo das nit, so bedörft man gheines hirtten.»

⁹³ Z III 32, 17-22: «Denn gott wußt wol, das Hieroboam nit abston ward; noch [dennoch] schickt er sinen propheten zuo im. Welches wider die hirtten ist, die ir schwigen damit entschuldigend, das sy wüssind, das ir reden nütz helffe. Dann Christus hat by den unglöubigen Juden darumb nit uffgehört ze leren, das er wußt, das sy sin leer nit annemend.»

Man kann in diesem Zusammenhang Zwinglis Sicherheit im Umgang mit der Schrift nur bewundern. Mit einem gewaltigen Schriftbeweis durch das Alte Testament sichert und legitimiert er die politische und sozialkritische, man möchte fast sagen die religiös-soziale Predigt⁹⁴. Meistens sind es Prophetengeschichten, die vom Gegenüber von Prophet und König sprechen, die Zwingli gehaltvoll und umsichtig für seine eigene Zeit exegesiert. Die David-Bathseba-Nathan-Episode z. B. gibt ihm Gelegenheit, ein starkes Wort zum sexuellen Trauma seiner Zeit zu sagen⁹⁵. Das Verhältnis Micha-Ahab und der falsche Prophet Zedekia (1Kön 22) bieten Zwingli Anlaß, die verlogene Politik des Papstes anzugreifen, der Friede sagte und seine eigenen Interessen meinte⁹⁶. Die Bibel erschließt ihm die politische Wirklichkeit und umgekehrt bekommt sein politisches Wirken erst mit dem Schriftbeweis seine Dichte und Originalität. Bibellesen heißt Zwinglis politischer Slogan für den Hirtendienst.

Mit sicherer Hand setzt Zwingli den Schriftbeweis in der Exodustradition an. Die Herausführung des Gottesvolkes aus der ägyptischen Knechtschaft geht weiter. Gerade das Reformationsgeschehen ist der unübersehbare und auch wunderbare Beweis dafür. Hier schlägt Zwinglis neues Zeitgefühl voll durch: Nie zuvor in der ganzen Kirchengeschichte ist das Wort Gottes so wirkungsvoll ergangen. Gottes befreiendes Tun ist für Zwingli mit den Händen zu greifen. Für den Hirten heißt das aber: «Darumb wee dem hirtten, der zuo disen zytten, darinn ouch die kinder und dorechtigen ze reden bericht [fähig] sind, schwygt, und das liecht under der der meß [Maß, Scheffel] verstellet [stellt] und das werck gottes traglich [träge] thuoet, unnd das volck gottes nit hilfft erledigen [erlösen, befreien]»⁹⁷.

Zwinglis Hirte wird durch die politische Predigt zur eschatologischen Gestalt. Das besagt nun aber gerade nicht, daß er (wie Luther es sehen wollte) zum hoffnungslosen politischen Optimisten und so Utopisten, zum politischen Macher würde⁹⁸. Zwingli läßt seinen Schriftbeweis für das politische Amt des Hirten nämlich nicht im Alten Testament enden, sondern er zieht ihn hin auf Johannes den Täufer. In ihm kommt die Prophetie erst zu ihrem Ende und in Christus zu ihrer Erfüllung. Mit diesem «Schriftbeweis» erweist sich Zwingli auch und gerade in der frühen Stunde der Reformation in seiner Darlegung des politischen Hirtendienstes als biblischer Realist: Johannes der Täufer wird getötet. So ist auch dem echten Hirten das Martyrium stets vor Augen, aber danach fragt er nicht. Sein Auftrag ist klar. Zwingli verschiebt plötzlich seine Terminologie und spricht nicht

⁹⁴ Der alttestamentliche Schriftbeweis für die politische Predigt umfaßt im «Hirt» die Seiten Z II 27, 2 – 35, 23.

⁹⁵ Z III 31, 14-16: «Was tuond nun die blawen [kraftlosen] Hirten, die an der gwaltigen eebrüch sich täglich stossend und dennoch nit werend, sonder offt darzuo helffend...?»

⁹⁶ Z III 34, 26-29: «Und so offt sy [die päpstlichen Politiker] von fryden hand [haben] angehept [angefangen] ze reden, ist dasselbig all weg uff iren vorteyl beschehen, und der krieg demnach grösser worden, das eim noch hüt bi tag grußen [grausen] muoß, so bald er sy hört von fryden reden».

⁹⁷ Z III 28, 5-9.

⁹⁸ WA TR 553: «Zwinglius voluit esse gigas».

mehr nur von Hirten, sondern von Amtsleuten Gottes. Ihr Amt ist es, mit der weltlichen Obrigkeit oder gegen sie die öffentlichen Laster und die politischen Sünden zu bekämpfen unter Einsatz des Lebens. «Wert [hilft] der gwalt mit, so mag man die laster deß mit [mit detso] grösserem friden hintryben [wegschaffen]; hilft er nit mit, so muoß der hirt die hut dran binden [die Haut, das Leben dafür einsetzen]...». So oder so gilt: «...der prophet [soll] nimmer schlaffen»⁹⁹.

Zwingli's Hirte ist nicht der politische Macher, sondern der gehorsame Wächter im prophetischen Amt der Kirche. Er hat in seinem Dienst keine Macht und Mittel als die Predigt des Gotteswortes, mit der er wie ein Schaf unter die Wölfe gesandt ist, «...damit alle kraft und eer gott und sinem wort heymköme [zukomme]»¹⁰⁰. Weil aber der Hirt das Wort hat, hat er auch die im Worte gründende Furchtlosigkeit, und so erklingt gerade in der Hirtenschrift der berühmte Zwingli'satz: «Nit förchten ist der harnesch [Harnisch]»¹⁰¹. Dieser Satz singt also nicht das Lied des braven furchtlosen Mannes, sondern er markiert in Zwingli's Pfarrerbild die Extra-Dimension der Reformation. Der Harnisch des Hirten in seinem ungleichen Kampf mit den Großen und Schranzen dieser Welt ist Christus, der die Welt überwunden hat. «Aber hierinn steckt unser gwüsser trost, das er der überwinder der welt sye. Und so wir sine trüwe diener, werde er dieselben ouch für uns überwinden. Darumb söllind wir nun frölich sin. Als ouch Moses zuo den kindren Israels spricht exod.14, [14]: Der herr wirdt für üch stryten, und ir werdend still darzuo sin, schwygen und ruowen. Also sol der hirt die arbeyt sines herren volbringen, und demnach inn lassen walten und schirmen»¹⁰².

Indem Zwingli am Schluß seines Gedankenganges zur politischen Predigt nochmals die Exodustradition aufnimmt, endet dieser auf höherer Kehre dort, wo er begonnen hat. Zwingli profiliert sich damit in seiner Schrift vom Hirten als Theologe der Befreiung. Seelsorge und Politik bilden in der Predigt des zwingli'schen Hirten eine Einheit. Das Reich Christi ist eben innerlich und äußerlich – etiam externum –¹⁰³, und Zwingli's Pfarrerbild muß und kann so zum Zeugnis werden für die nach Gottes Willen nicht teilbare eine Wirklichkeit: Der Pfarrer als Wächter des göttlichen Rechtes in Staat und Gesellschaft. In der Hirtenschrift hat Zwingli diese Sicht und Seite des Pfarramtes erstmals in extenso ausgeführt¹⁰⁴. Zwingli ist seither auch in der neueren und neuesten Forschung oft als frühbürgerlicher Sozialrevolutionär, in welchem sich die Neuzeit ankünde, gewürdigt und

⁹⁹ Z III 36, 14-16. Locher, Zwingli 40, Anm. 54 weist darauf hin, daß Zwingli in seiner Frühzeit für den Pfarrer die Termini Hirt, Pastor, Wächter und episcopus braucht und später fast immer: Prophet.

¹⁰⁰ Z III 38, 15f.

¹⁰¹ Z III 39, 16.

¹⁰² Z III 39, 28-34.

¹⁰³ Siehe dazu den aufschlußreichen Aufsatz von *Hans Rudolf Lavater*, *Regnum Christi etiam externum* – Huldrych Zwingli's Brief vom 4. Mai 1528 an Ambrosius Blarer in Konstanz, in: *Zwingliana* 15/5, 1981/1, 338-381.

¹⁰⁴ Siehe *William Peter Stephens*, *The Theology of Huldrych Zwingli*, Oxford 1986, 305.

gewertet worden¹⁰⁵. Aufschlußreicher aber bleibt es, wenn wir Zwingli in seiner eigenen Tradition stehend sehen. Zwinglis Schrift vom Hirten ist weitgehend durch das vom Eigennutz entstellte Pfarrerbild des Spätmittelalters motiviert worden. Diesem Bild setzt er den Hirten als Diener des gemeinen Nutzens entgegen und stellt so seine Überlegungen in den Umkreis der mittelalterlich-thomistischen Debatte um das *bonum commune*¹⁰⁶. Der Pfarrer ist der Kündler und Wächter des göttlichen Willens in dem durch die Stadt geprägten und strukturierten Sozialkörper des Spätmittelalters. Da seine Predigt Inneres und Äußeres, Seelsorge und Politik verbindet, dient sie der Ganzheit des Menschen und der Integrität und Identität der Gesellschaft. So heilt sie den spätmittelalterlichen Menschen vom «prästen» des Eigennutzes und macht ihn fähig und bereit, zum Besten der Stadt dem gemeinsamen Nutzen, dem *bonum commune* zu dienen. Das ursprüngliche Pfarrerideal, greifbar in der Schrift vom Hirten von 1523/24, von ihm selber aber bis zu seinem Tod vorgelebt, enthält unübersehbar viel wertvolle spätmittelalterlich-thomistische Glaubenssubstanz. Eine neue Wendung bekommt die Sache mit dem Auftreten der Täufer und mit dem in ihrem Auftreten beginnenden modernen Individualismus. Von der Schrift über das Predigtamt an betont Zwingli den Ordnungscharakter des Pfarramtes bis hin zur materialistisch-bürgerlichen Existenzfrage nach dem rechten Lohn für den Pfarrer. Erst in dieser Front beginnt die Herausarbeitung und Artikulation eines bürgerlichen Pfarrerbildes. Dabei handelt es sich nicht um einen Bruch in Zwinglis Gedanken, sondern um eine ihm aufgezwungene und nötige Weiterführung und Anwendung seiner Hirtenidee. Das alte Pfarrerideal Zwinglis muß ja auch in der nun anbrechenden neuen Zeit einer vielfach zerbrechenden Glaubenseinheit weiterleben. Mit dem Auftreten der Täufer wird das spätmittelalterlich-reformatorische Pfarrerbild nicht ersetzt durch das frühbürgerliche, durch den Pfarrer als Ordnungsgaranten, vielmehr bleibt auch dieses frühbürgerliche Bild gefüllt mit dem explosiven reformatorischen Gehalt. Der Lohn des reformatorischen Pfarrers läßt sich zwar nach 1525 in Gulden und Franken angeben. Gerade der reformatorische Pfarrer mit seiner frühbürgerlichen Familie muß mit diesem Lohn leben. Er will ja vorbildlich zeigen, im Gegensatz zu aller spätmittelalterlichen Verlotterung, was Familie und väterliche Verantwortung heißt, um der Glaubwürdigkeit seiner Predigt und Botschaft willen. Aber

¹⁰⁵ So, also von der Zukunft her, interpretiert ihn vor allem die marxistische Reformationsforschung. Siehe etwa *Adolf Laube, Max Steinmetz, Günter Vogler*, *Illustrierte Geschichte der deutschen frühbürgerlichen Revolution*, (2. Aufl.), Berlin, West und Köln 1982, 154ff.

¹⁰⁶ Den Begriff des *Corpus Christianum*, in dessen Umfeld Zwingli natürlich auch zu sehen ist (siehe dazu *Brigitte Brockelmann*, *Das Corpus Christianum bei Zwingli*, Breslau 1938, Neudruck Aalen 1983, *Breslauer Historische Forschungen* 5), läßt man hier besser fern; er ist zu weit gefaßt und trifft die spätmittelalterliche Stadtwelt kaum mehr, in der Zwinglis Hirte leibt und lebt. Richtig Locher, *Reformation 171*: «Damit lebt diese Reformationsbewegung unreflektiert noch im mittelalterlichen Ideal des *Corpus christianum*, nur konzentriert es sich jetzt auf den kleinen Bereich eines städtisch-ländlichen Gemeinwesens und nicht mehr auf ein universales Imperium.» Ähnlich urteilt Moeller, *Reichsstadt* 49.

der wahre Hirtenlohn ist das dennoch nicht. Der läßt sich nicht in Gulden und Franken ausdrücken und verrechnen. Der wahre Lohn des Hirten, auch in der zwinglisch-bürgerlichen Existenz ist – Gott! «Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn» heißt es Gen 15,1. Dieser Vers wird zwar in Zwinglis Hirtenschrift nicht zitiert, dafür aber sagt er: «Also folgt, daß uff den lon gheiner sehen mag, der ein rechter hirt ist. Dann truw [vertraut] er, der lon sye gwüsß, so ist der gloub vorhin richtig da. Ist der da, so volgt die liebe mit. So nun das vertruwen und die liebe vorhin da sind, so wirt uß denen gearbeitet und nit uß ufsehen [im Hinblick auf] des lons. Die knecht sehend allein uff den lon, aber die sün [Söhne] sehend nit uff den lon, sonder arbeytend mit trüwen in ired vatters xind [Gesinde, Haus], lassend den lon ired vatter bestimmen, ob und wie er wil. Nun sind wir sün Gottes Galat. 4, [7], und miterben Christi Ro. 8, [17]. Warumb woltend wir denn als die unfryen knecht nun [nur] uff den lon sehen und nit allein uff die eer gottes, unsers vatters, unnd demnach den uns lassen erben [den uns lassen das Erbe zu teilen], wie im gevalt?»¹⁰⁷

5. Pfarramt und bonum commune III – Die brüderliche Liebe hat wieder Füße

5.1. Der Pfarrer als Seelsorger, d. h. als Verkünder der Vergebung und als sozialkritischer Prediger, als Diener des bonum commune in der spätmittelalterlichen Gesellschaft: damit sind gewiß wesentliche Züge des zwinglischen Pfarrerbildes genannt und in ihren historischen Kontext verwiesen. Dennoch ist Zwinglis Hirte nicht einfach eine Zeiterscheinung des frühen 16. Jahrhunderts. Zu viele Züge des zwinglischen Pfarrerbildes tragen überzeitlichen Charakter. Man stimmt spontan zu. So haben der Pfarrer und die Pfarrerin heute in einer anders gewordenen Welt Sinn und Existenzberechtigung: als Stimme, die mit Vollmacht das Recht Gottes in einer vergehenden Welt ausruft; als Stimme, die der armen, vorläufigen menschlichen Ordnung und Gerechtigkeit Sinn und Ziel gibt in Gottes Gerechtigkeit¹⁰⁸; die hinweist auf den Unterschied von creator und creatura, die spricht für die Stummen. Gerade so, redend, wirkend, eingreifend, wird sich der Hirte nicht als Besserwisser verstehen und aufführen, sondern als Zeuge des bonum commune, als Generalist¹⁰⁹.

¹⁰⁷ Z III 44, 14-25.

¹⁰⁸ Zwinglis Traktat «Von der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit» (Z II 471-525) kann füglich zu den gehaltvollsten und wesentlichsten Schriften der gesamten Reformation gezählt werden. Er ist in engem zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang mit der Hirtenschrift entstanden und läßt sich auch als Predigthilfe für die Hirten interpretieren.

¹⁰⁹ So definiert und versteht *Marie D. Chenu* die Existenz des Theologen in der modernen Welt. Es liegen keine Anzeichen vor, daß Chenu die Theologie Zwinglis oder gar die Hirtenschrift zur Kenntnis genommen hätte. Es ist aber kein Zufall, daß der bedeutendste Thomaskenner des 20. Jahrhunderts ein Zwingli verwandtes Pfarrerbild für die Ge-

Dennoch ist damit die letzte und ureigenste Dimension, der entscheidende Zug in Zwinglis Pfarrerbild noch nicht angesprochen und erfaßt. Auf der Höhe der Hirtenschrift erscheint ein Gedankengang, der in der bisherigen Sicht des zwinglischen Pfarrerbildes noch unerwähnt blieb. Er ist aber dessen Krönung! Zwingli stellt dem Pfarrer das Martyrium in Aussicht. Es gibt jetzt ein verständliches Zurückschrecken vor dieser Berufswahl und diesem «neuen» Berufsethos. Der spätmittelalterliche Kleriker unter Zwinglis Kanzel hat jetzt einen ganz besonderen Elementarunterricht im Christenglauben nötig. Zwingli beginnt nun auch katechetisierend mit seinen Kollegen zu sprechen: «Hie wirst du die ersten gründ des gloubens ... erlernen. ... Gloubst du, das ein einiger, allmechtiger gott sye? Ja. ... Hast du inn für einen vatter ... ? Ja. Du wirst ouch fröud haben, so du im gediennenn kanst? Ja.»¹¹⁰ Die hier vorliegende kleine, aber notwendige Katechese endet mit dem Lernziel: «Also der hirt gottes sol alle ding uß liebe thuon zuo merung und erbuwen der schaffen gottes ...»¹¹¹. Der Hirte hat ja in seinem vielfältigen Dienst nicht nur in Todesverachtung zu glauben, sondern er hat zahllose kleine und große Entscheidungen zu treffen. Hirtenamt, Gemeindegubernese heißt Entscheiden. Was tun? Wie entscheiden? Zwingli scheint sich mit der Antwort auf den Bahnen des Augustinischen Johanneskommentars zu bewegen: «Dilige et quod vis fac!»¹¹² Er zitiert aber nicht den johanneischen Liebesbegriff, sondern wendet sich Paulus zu, 1Kor 13, 4-8, und bezieht diese Stelle sehr frisch und eigenartig auf die Hirtenexistenz. Wie der beste Zimmermann zum Bau eines Hauses ein Richtmaß nötig hat – das Augenmaß genügt nicht! –, so braucht auch der glaubensstärkste und kühnste Hirt ein Maß in seinen Entscheidungen: «Darumb ist die lieb notwendig, das alle ding nach iro gericht unnd gemessen werdind. Dann der zimmerman ist so grad mit dem ougenmeß nitt, im ist ouch darzuo das richtschyt not. ... Kurtz: Wo die liebe ist, da trifft es all weg, da gat man nimmer müeßig; man wytret [vermehr] für und für die eer gottes, und mag [vermag] man daby alle ding erlyden. Dann on die liebe fällt der mensch lichtlich in hochmuot. Ja, wo die liebe gottes nit, da ist es alles nüt denn ein hochmuot»¹¹³.

Mit diesem Richtmaß in Händen geht der zwinglische Hirte an den Gemeindeaufbau. Dieser wird beschrieben mit der reichen seelsorgerlichen Erfahrung des Zürcher Leutpriesters, und das Wirken im gewaltigen prophetischen Amt, in ständiger Reichweite des Martyriums, wird plötzlich zum kleinen, alltäglichen Hirtendienst, getragen von Menschenkenntnis und Geduld, wie nur die Liebe sie schenkt. «Glych als der hirt etliche schaaff schlecht [schlägt], etliche mit der hand, etliche mit dem fuoß schübt [schiebt], etliche aber mit pfisen [Pfeifen] tribt,

genwart entwirft. Siehe dazu besonders Chenu, Arbeit 88: «Innerhalb der christlichen Gemeinschaft hat der Theologe die Funktion des Weisen, die die Antike dem Philosophen übertragen hatte».

¹¹⁰ Z III 40, 4ff.

¹¹¹ Z III 41, 19f.

¹¹² Augustin zu Ev. Joh. 7, 8.

¹¹³ Z III 41, 3ff.

etliche mit dem gleck [Salz, Geleck] zöckt [lockt], aber etliche, so sy blöd [schwach] sind, treit [trägt], etliche daheim laßt, biß sy erstarchend, thuot er doch dis alles sinem herren ze guotem, das im die schäfflin gemeret, suber und xund [gesund] werdind. Also der hirt gottes sol alle ding uß liebe thuon zuo merung und erbuwen der schaaffen gottes, yetz ruch [rauh], denn hert [hart] sin, nachdem die schaaff erfordernd und gott erliden mag»¹¹⁴. Kurz, Zwingli beschreibt hier das Pfarramt, wie es lebt und lebt.

5.2.1. Es besteht nicht die Gefahr, daß diese Liebe, die hier als das Heilmittel und Instrumentum des Pfarrers genannt ist, mit der idealistischen Allerweltsliebe lieber, aber oft etwas lendenschwacher Pfarrherren der pietistisch angehauchten Neuzeit zu verwechseln wäre. Der wahre Hirte Zwinglis kann nicht einfach lieben. Er ist kein Virtuose der Humanität. Zwinglis Liebesverständnis in der Hirtenschrift entspringt sorgfältiger reformatorischer Bibellektüre. Nicht nur der reformatorische Glaube, auch die reformatorisch verstandene Liebe hat eine Extra-Dimension, d. h. sie ist dem Hirten nicht einfach verfügbar. Letztlich ist sie immer Geschenk, Wunder, das sich nur dem Gebet gibt und erschließt. «Wo man aber die liebe gottes überkome [erlange], wirt lichtlich in den worten Christi erlermet Jo 6, [44]: Nieman kumpt zuo mir, es habe inn denn min vatter gezogen. Also kumpt gott anhangen von dem selbs zyhenden gott; dann gott selbs ist die liebe 1. Jo 4, [16]. Welcher nun in der liebe blybt, der blybt in gott, und gott blybt in im. Also wirdt not sin, das der hirt gott ernstlich anrüeffe, das er inn mit dem fhür [Feuer] siner liebe anzünde»¹¹⁵. Zwingli stellt also diesen entscheidenden Abschnitt seiner Hirtenschrift unter den Verschluß der göttlichen Wirksamkeit. Den wahren Hirten gibt es nicht. Er wird aber von Gott stets geschaffen durch dessen Ziehen, durch das ständige Wirken des Heiligen Geistes, mit dem der Glaube in voller Gewißheit rechnet. «Darumb, welcher die liebe gottes haben wil, der bitte gott, das er im rechte erkanntus sines suns handel [besorge, gebe], recht vertrauen gebe, so ist die liebe schon da»¹¹⁶. Die Extra-Dimension der Liebe drückt sich auch so aus, daß eigentlich die Liebe hier Synonym wird für Christus. Der Begriff ist von Gott her besetzt, Gott ist die Liebe.

5.2.2. Der zwinglische Hirt läßt sich verstehen und beschreiben als Diener und Instrument des gemeinen Nutzens, aber letztlich nur in einem die spätmittelalterlichen soziologischen Gegebenheiten transzendierenden Sinn. Die Extra-Dimension der Liebe weist den Hirtendienst in das Spezifikum des reformatorischen Denkens Zwinglis überhaupt ein: Als menschlicher Dienst ist Zwinglis Hirtendienst immer eine Sache der creatura und nicht des creators. Es haftet ihr darum immer etwas Vorläufiges, Begrenztes an. Aber die creatura kann im Wunder, durch das Geschenk der Liebe, teilbekommen am creator. Damit wird die menschliche Dimension nicht ab-, sondern aufgewertet. Sie wird zum Zeichen, das auf Gott weist. Kann etwas Menschliches, Kreatürliches höhere Dignität erlangen? Die ganze

¹¹⁴ Z III 41, 14-22.

¹¹⁵ Z III 41, 27 – 42, 3.

¹¹⁶ Z III 42, 27-29.

Heiligkeit des Pfarramtes, von der Zwingli zutiefst überzeugt ist, ruht in diesem seinem Zeichencharakter¹¹⁷. Damit ist aller Verkirchlichung und aller Pastorenherrlichkeit im Hirtendienst der Riegel vorgeschoben. Hirtendienst bleibt *creatura*. Über dem herrschaftlichen Verständnis bzw. Mißverständnis des Hirtenamtes ist mit dem «Hirt» innerreformatorisch ein für allemal der Stab gebrochen: *creatura* – «das Fleisch ist nichts nütze»! Dennoch bleibt das Hirtenamt aber in seiner Faktizität als *creatura verbi divini* von höchster Relevanz und Spiritualität, denn «der Geist ists, der belebt». Gott will in Christus heute, durch sein Hirtenamt unter den Menschen sein. Und in diesem Sinn und Kontext gilt: Die brüderliche Liebe, die «Edel Charitas», hat wieder Hand und Fuß. Darüber hat unter den Reformatoren keiner schöner, mitreißender und besser gesprochen als Zwingli in der Hirten-schrift.

Von Zwinglis zentralem Anliegen her wird man nun aber auch seine viel zäh-re Schrift «Von dem Predigtamt» als erhellend und wichtig in ihren Hauptaus-sagen erwähnen müssen, auch wenn heute glücklicherweise die Debatte zwischen Reformation und Täuferturn weit über den Stand von 1525 hinausgeschritten ist. Daß das Pfarramt einen heilsamen, unaufgebbaren Ordnungsfaktor darstellt in seiner kleinen, bescheidenen Dienstexistenz, unter den materiellen Gegebenheiten des bürgerlichen, bei Zwingli sogar staatskirchlichen Lebens, ist allem charismati-schen Chaos und aller geisttreiberischen Aufgeblasenheit als Anfrage entgegenzuhalten. In dieser bescheiden bürgerlichen Sicht ist Zwingli ein Vorläufer von Kierkegaards «Ritter des Glaubens», der bekanntlich – genau besehen – auch einfach ein kleiner Bürger ist, der sich aufs Mittagessen freut¹¹⁸. Die *creatura* ist nicht der *creator*, aber im Geschenk und Wunder der Liebe wird aus dem bürgerli-chen Pfarramt, wenn der Hirte treu ist, ein Quellort der Gerechtigkeit und des Friedens, ein Organon der göttlichen Revolution. Der Hirte wählt diesen Ort und diese Funktion nicht selbst. Er wird gewählt. Das Ziehen Gottes geht voran. In Demut hat der Hirte das anzuerkennen und mit seiner ganzen Existenz klar zu machen: Du bist nur Zeichen, nicht mehr!

In Freude aber kann er erkennen und sich in aller Unscheinbarkeit, Beschei-denheit und Anfechtung des Hirtenamtes darauf verlassen: Du bist ein Zeichen,

¹¹⁷ Z VI/II 813, 7f: «Decimo credo prophetiae sive praedicationis munus sacrosanctum esse, ut quod ante omne officium sit summe necessarium.» (Fidei ratio)

Ich treffe mich hier mit Hamm, Reformation 33 Anm. 121, der in diesem Zusammen-hang das Verständnis der zwinglischen Theologie gegenüber der lutheranischen Unter-schätzung Zwinglis besonders schön fördert. Wenn auch Zwingli in Marburg durch seine Bevorzugung von Joh 6, 63 («Das Fleisch ist nichts nütze») ein abwertendes Zei-chenverständnis in seiner Abendmahlslehre richtig herausforderte, so ist doch mit Hamm darauf hinzuweisen, daß «zur Heiligung der Abendmahls-elemente Brot und Wein ... Zwinglis Vergleich mit der Hochschätzung des königlichen Ringes als des Zeichens unzertrennlicher Gemeinschaft und Treue» unumgänglich ist.

¹¹⁸ Siehe *Sören Kierkegaard*, Furcht und Zittern, Düsseldorf (1962), (Gesammelte Werke 4. Abt.), 37ff.

hin auf Gott, den creator. Nicht weniger! Die «Edel Caritas» hat wieder Füße, Hirtenfüße, Hirtinnenfüße! – Warum nicht? – «Darumb söllind wir nun fröhlich sin!»¹¹⁹

Prof. Dr. Hans Scholl, Missionsstr. 13, D-W-5600 Wuppertal 2, und: Scheuermattweg 11, CH-3043 Uettligen

¹¹⁹ Z III 39, 30.